Der alte Hauptmann.

Dritter Band.

Digitized by Google

Der

alte Hauptmann.

Roman in drei Bänden

vom

Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Thierkämpfe.

Durch die alte Stadt Soest in Westfalen zieht ihrer ganzen Länge nach vom Westen zum Osten sich eine vielfach krumme, manchmal breite, manchmal enge Straße, früher der Hellweg, auch die Jacobistraße, in neuester Zeit nach einer gewissen Mode die Berliner Straße genannt. An dieser Straße liegt der Overweg'sche Gasthof, einer der besten und besuchtesten Gasthöfe Westfalens.

Er war auch am sechsundzwanzigsten Juni jenes Jahres, in welchem die hier erzählten Begebenheiten sich zutrugen, sehr besucht. In der großen Gaststube, unten links vom Hauptthore, wimmelte es von Gästen.

Es war acht Uhr Morgens. Die meisten der Anwesenden waren noch mit ihrem Frühstücke beschäftigt; andere plauderten; noch andere beobachteten, um die Zeit zu vertreiben, die Frühstückenden und die Plaudernden; wieder andere thaten gar nichts, oder blickten müßig durch die Fenster auf die Straße.

Digitized by Google

Draußen war helles, schönes Wetter, und die alte Straße der alten Stadt sah recht freundlich aus.

Viele der Anwesenden in der Gaststube schienen auf etwas zu warten, also auch nur die Zeit des Wartens sich zu vertreiben.

Unter ihnen zeichnete sich besonders der Berliner Professor der Naturwissenschaften aus, der mit der sentimentalen Dame aus Berlin gleichfalls da war. Die Dame hatte nach dem Verluste ihrer Katze Jolie es nicht über ihr Herz bringen können, die Reise nach dem Rhein fortzusetzen. Der Professor hatte mit ihr umkehren müssen. Sie befanden sich auf der Rückreise.

Zu den Wartenden gehörten ferner zwei elegant gekleidete junge Herren, die in Haltung, Manieren und selbst Gestalt manche Aehnlichkeit mit einander hatten. An ihrer Haltung und an ihren eleganten Schnurrbärten sah man übrigens, trotz ihrer bürgerlichen Kleidung, daß sie Officiere sein mußten.

Erwartend zeigte sich ferner ein anderes Paar, das indeß nicht zusammenzugehören schien und auch wenig Aehnlichkeit mit einander hatte. Es waren gleichfalls zwei Herren.

Der eine war ein großer hübscher Mann in einem blauen Kittel, der jedoch von sehr feiner Leinwand war; er trug in der Hand eine mit schwarzem Wachstuch überzogene Mütze. Sie hatte die Form einer beamtlichen Dienstmütze. Verbarg das Wachstuch wirk-

Digitized by Google

lich deren besondere Abzeichnung, wie vielleicht auch der Kittel eine Beamtenuniform?

Der andere war ein magerer, hagerer, eckiger und schüchterner Mann, in grober Kleidung, die mehr einen bäurischen als städtischen Schnitt hatte. Man konnte ihn für einen Dorfschulmeister halten, der sich in dem vornehmen Gasthofe und der eleganten Gesellschaft nicht recht behaglich fühlte.

Ob alle diese Personen und noch mehrere andere auf einen und denselben Gegenstand warteten, konnte sehr zweifelhaft sein.

Der muthmaßliche Dorfschulmeister blickte nur wartend nach der Thür des Zimmers; was er erwartete, war also noch nicht da, sollte aber eintreten.

Der Herr in dem blauen Kittel und mit der muthmaßlichen Dienstmütze sah sich zwar in dem Zimmer selbst um, als wenn das, was er erwarte, schon hier sein könne, und er nur auf irgend eine Entwicklung warte, aber so vorsichtig, so zurückhaltend, daß man auch meinen konnte, man irre sich darin, wie in dem ganzen Manne.

Ein ähnlicher Irrthum war nicht möglich bei den beiden muthmaßlichen Officieren. Sie suchten zwar gleichfalls sehr geflissentlich zu verbergen, worauf ihre Blicke gerichtet seien. Aber sie machten es zu geflissentlich; das freie, offene militärische Wesen war wohl Schuld daran. Der Gegenstand ihrer Blicke war

einfach der Herr mit der muthmaßlichen Dienstmütze.

Dieser hatte die Blicke bemerkt. Eine Weile that er, als habe er sie nicht gesehen. Dann ging er sehr unbefangen auf die beiden Herren zu.

„Herr Graf Borsewiz? Ich glaube, ich hatte das Vergnügen, Sie in Berlin zu sehen.“

Der Graf Borsewiz hatte gestutzt, als er den Herrn auf sich zukommen sah. Einen Augenblick hatte es sogar geschienen, als wenn der gewandte, in der feinsten Welt einheimische Garde-Officier verlegen geworden wäre.

„Herr Landrath Georgi? Ich hatte in der That das Vergnügen. Sie stehen als Landrath hier in Soest.“

„Nicht hier; mein Kreis ist in der Nähe, der des Arbey.“

„Sie sind also nicht in Dienstgeschäften hier?“

Der Landrath schien verlegen zu sein, was er antworten solle.

„Strenge genommen,“ sagte er mit einem gewissen feinen Lächeln, „ist der Beamte außerhalb seines Amtskreises nie im Dienste.“

Er hatte das Zimmer und namentlich auch die Eingangsthür nicht aus seinem lebhaften Auge verloren.

Ein langer steifer Mann war eingetreten. Er

Digitized by Google

trug Civilkleidung; aber ihm konnte man auf den ersten Blick mit voller Sicherheit ansehen, daß er ein Beamter war, und zwar ein Subaltern-Beamter aus der Classe der „zwölf Jahre gedienten Unterofficiere". Er war an der Thür stehen geblieben und hatte mit den Augen im Saal umhergesucht. Als er den Landrath sah, stand er völlig wie ein Unterofficier, der seinem Vorgesetzten rapportiren will.

Der Landrath wurde verdrießlich, als er ihn bemerkte, wohl über die zu offene Maske.

„Ich habe mich gefreut, Herr Graf. Ich habe nachher noch das Vergnügen."

Er ging zu dem zwölf Jahre gedienten Unterofficier, der sehr ehrerbietig und sehr heimlich mit ihm sprach.

„Siehst Du?" sagte der Graf Borsewiz zu seinem Begleiter.

„Was soll ich gesehen haben? Er kannte Dich noch."

„Aber sahst Du den feinen, listigen Blick nicht, mit dem er auf mich zukam?"

„Ich habe nichts gesehen."

„Man hat sicher Wind."

„Du bist ein Narr, Borsewiz."

„Aber zum Teufel, hast Du denn auch nicht gehört? Er werde das Vergnügen haben, mich bald

Digitized by Google

wiederzusehen! Und dabei lächelte er ordentlich heimtückisch."

„Wie kann man solche Einbildungen haben?"

„Ist auch der Kerl, mit dem er spricht, eine Einbildung? Hundert gegen Eins, Morsewiz, daß es ein verkleideter Gendarm oder Polizeisergeant ist."

„Was geht er darum Dich an?"

„Mich dünkt, nahe genug."

„Höre, Borsewiz, bei einem Diebe, der gestohlen, bei einem Kerl, der gemordet hat, finde ich es natürlich, wenn er jeden Menschen, der zufällig einen Blick auf ihn wirft, darauf ansieht, ob man nicht in ihm den Dieb, den Mörder verfolge. Aber Gott sei Dank, Du bist doch in einer etwas anderen Lage."

„Ist mein Gegner schon hier? Hat er nur ein einziges Zeichen gegeben, daß er sich werde blicken lassen?"

„Was folgerst Du daraus?"

„Daß er die Sache verrathen hat, absichtlich oder unbedachtsam; er war ein leichtsinniger Bursch."

„Aber nicht feige?"

„Er kam mir nicht so vor."

„Also kann er nicht absichtlich verrathen, nicht angezeigt haben. Würde er aber, wenn er wider Willen zum Verräther geworden wäre, Dir nicht irgend Zeichen der Warnung haben zukommen lassen?"

„Aber sieh da, sieh da!"

Digitized by Google

„Was haſt Du jetzt wieder?“

„Siehſt Du den großen Mann mit dem blaſſen Geſichte dort?“

„Er trat dieſen Augenblick ein.“

„Ihn meine ich.“

Er ſoll doch nicht auch ein verkleideter Gendarm ſein?“

„Gewiß nicht.“

„Er kommt mir mit ſeinem ſtolzen, finſtern und ſelbſtbewußten Weſen wie ein Officier der Napoleoniſchen Garde vor.“

„Auch ich habe ihn beim erſten Anblick dafür gehalten.“

„Du kennſt ihn?“

„Ich ſah ihn vorgeſtern. Er hatte gleichfalls ein Rencontre mit demſelben Menſchen, den wir hier erwarten.“

„Ah, alſo ein Concurrent von Dir!“

„Und beſtätigt das nicht meinen Verdacht? Siehſt Du nicht, wie der Landrath bei ſeinem Eintreten unruhig geworden iſt, wie er ihn mit den Augen verfolgt?“

„Allerdings. Es iſt ſogar auffallend.“

„Teufel, und jener Burſch hat mich beleidigt, und iſt Officier, trägt alle die Orden, iſt vielleicht gar von dieſem hochmüthigen weſtfäliſchen Adel. — Es

Digitized by Google

wäre zum Verzweifeln, wenn ich von dem Menschen keine Satisfaction bekäme."

„Still, der Franzose kommt auf uns zu."

Der Oberst Graf Durand war suchend in den Saal getreten.

Der Landrath Georgi war bei seinem Eintreten auffallend unruhig geworden. Ein aufmerksamer und feiner Beobachter, der auch längst unter dem einfachen Kittel seine beamtliche Eigenschaft erkannt hätte, würde es ihm auf der Stelle angesehen haben, daß der ehemalige Napoleonische Oberst der Mann, wenigstens ein Mann sei, der von der Polizei gesucht werde, und an dessen Auffinden ihr sehr viel gelegen sei.

Der verkleidete Polizeisergeant war noch da.

Man sah, wie der Landrath ihm schnell einen heimlichen Befehl ertheilte.

Der Mann verließ eilig darauf das Zimmer.

Wer mit den dienstlichen Verhältnissen vertraut war, die der Landrath vorhin mit feinem Lächeln angedeutet hatte, mußte leicht auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um einen dienstlichen Act, wahrscheinlich um eine Arretirung, handle, wozu der Landrath in dem fremden Geschäftskreise nicht befugt sei, nicht einmal dem Soester Stadt-Polizeiserganten eine Autorisation ertheilen dürfe, daß er daher diesen schnell fortgeschickt habe, um den zuständigen Beamten herbeizuholen.

Digitized by Google

Der Fremde ſchien von dem allen nichts bemerkt zu haben. Sein ſuchendes Auge hatte die beiden Officiere gefunden. Er ging auf ſie zu; allerdings etwas eilig. Er redete den Grafen Borſewitz an.

„Mein Herr, ich ſah Sie vorgeſtern!“

„Ich erinnere mich, mein Herr.“

„Darf ich fragen, ob Sie hier den Herrn erwarten, der damals in Ihrer Geſellſchaft war?“

„Er war auch in Ihrer Geſellſchaft, mein Herr.“

„Nur auf einen Augenblick.“

„Nicht viel länger war er in der meinigen geweſen.“

„Sie werden ihn gleichwol näher kennen müſſen; er hatte eine Ehrenſache mit Ihnen.“

„Wenn ich mich nicht irre, auch mit Ihnen. Darf ich fragen, ob Sie ihn näher kennen?“

„Er nannte ſich Reinhold Stein, ſagte, daß er heute hier eine Ehrenſache mit Ihnen habe, und beſchied mich gleichfalls hierher. Ich ſuche ihn jedoch vergebens.“

„Auch ich.“

Die beiden Herren konnten ſich nicht weiter erklären.

Ein Kellner trat ſehr eilig in den Saal und zu dem Grafen Durand.

„Sie werden dringend geſucht.“

Digitized by Google

Der Franzoſe erblaßte leicht bei der dringenden Anſprache.

„Entſchuldigen Sie mich für einen Augenblick, mein Herr," ſagte er zu dem Grafen Borſewiz.

Er verließ ſchnell den Saal. Im Hinausgehen warf er einen forſchenden Blick auf den Landrath. Er mochte doch wol bei ſeinem Eintreten die beiden Beamte der Polizei bemerkt haben.

Der Landrath ſah ihm mit offenbarer Unruhe und Ungeduld nach. Er ſchien einen Augenblick zweifelhaft zu ſein, was er thun ſolle; dann verließ er ebenfalls den Saal.

„Alle Wetter," ſagte der Graf Borſewiz, „ich muß wiſſen, was es gibt. — Kellner!"

Der Kellner kam herbei.

„Wer war der Fremde, mit dem Sie ſprachen?"

„Ein Graf Durand aus Paris, früher kaiſerlich franzöſiſcher Oberſt."

„Oberſt? Man avancirte ſchnell unter dem Bonaparte. — Seit wann iſt er hier?"

„Seit geſtern Abend."

„Erwartet er Jemand?"

„Er ſprach nicht davon."

„Sie riefen ihn eben hinaus?"

„Ein Fremder ſuchte ihn zu ſprechen."

„Ein Fremder? Wie ſah er aus?"

Digitized by Google

„Es war ein junger Franzoſe.“

„Auch Officier?“

„Dieſe Franzoſen ſehen alle aus wie Officiere. Er trug Civilkleidung.“

„Sagte er nicht, was er von dem Grafen wolle?“

„Nein. Aber er war ſehr dringlich. Es kam mir vor, als wenn er ängſtlich ausſehe.“

„Ich danke Ihnen, Kellner.“

Der Kellner ging.

„Schon Zwei, die ſich mit dem Burſchen ſchlagen wollen, und von ihm noch keine Spur!“

„Es iſt noch nicht neun Uhr,“ bemerkte der Graf Morſewiz.

„Aber nicht weit mehr davon. — Doch, ſieh da, was iſt denn das wieder?“

„Du meinſt den kleinen Fremden, der dort eintritt? Er ſieht uns ſcharf an.“

„Als wenn wir die wilden Thiere wären, die hier zu ſehen ſind.“

„Auch er kommt auf uns zu.“

„Ah, endlich hoffentlich eine Spur von ihm. Es iſt wol ſein Secundant.“

Ein kleiner, blaſſer, vornehmer junger Mann ſchritt auf die beiden Officiere zu. Er hatte ein etwas ungenirtes Weſen, als wenn es ihm nicht der Mühe werth ſei, hier zu zeigen, daß er beſſere und feinere Manieren kenne.

Digitized by Google

„Meine Herren," ſagte er mit leichter Höflichkeit, „ich hätte an Einen von Ihnen eine Bitte."

Der Graf Morſewiz war der Secundant des Grafen Borſewiz. In der Meinung, den Secundanten des Gegners ſeines Duellanten vor ſich zu ſehen, mußte er das Wort führen. Er trat dem ungenirten Menſchen mit der vornehmen halben Höflichkeit gemeſſen und nicht minder vornehm entgegen.

„Was wünſchen Sie, mein Herr?"

„Sie ſind Officiere, meine Herren. Ich glaube es Ihnen anzuſehen."

„Wir ſind Officiere."

„Ich bin in einer eigenthümlichen Lage. Freilich durch meinen eigenen Leichtſinn."

„Wäre es Ihnen gefällig, ohne Umſchweife zu ſprechen?"

„Ich bin hier heute in einer Ehrenſache."

„Ah, endlich —"

„Endlich? Was wollen Sie?"

„Wir warten ſchon lange auf Sie."

„Auf mich?"

„Wiſſen Sie nicht, daß es in einer Minute neun Uhr iſt?"

„Richtig, auf neun Uhr lautete die Beſtellung. Ich bin alſo noch früh genug gekommen."

„Darf ich bitten, auch zur Sache kommen zu wollen.

Digitized by Google

Von Ihrer Seite ist die Bestellung hieher ausgegangen."

„Von meiner? Aber alle Wetter —. Ich begreife nicht —"

„Mein Herr, was wollen Sie denn eigentlich von uns?"

„Was ich will? Ich habe hier einen Ehrenhandel auszumachen; ich habe noch keinen Secundanten. Ich verlasse mich gern auf mein gutes Glück. Auch heute nicht umsonst, wie ich hoffe. Einer von Ihnen hat ja wol die Güte, mir zu secundiren. Das war meine Bitte."

„Sie selbst wollen sich also schlagen, mein Herr?"

„Zum Teufel, ja; ich begreife nicht, warum Sie daran zweifeln."

„Sie sind also nicht als Secundant hieher gekommen?"

„Sie hören ja, daß ich einen Secundanten suche."

„Ihr Name, mein Herr?"

„Graf Karl von Lenhausen, aus Ellerburg, hier in der Gegend."

„Ah," rief überrascht der Graf Borsewiz, der mit den Eltern und der Schwester des Grafen gereist hatte.

„Und Ihr Gegner, Herr Graf?" fragte der Graf Morsewiz weiter.

Digitized by Google

„Ich ſehe ihn noch nicht hier.“

„Sie ſollten ihn hier treffen?“

„In Soeſt, im Hotel Overweg.“

„Heute?“

„Heute, um neun Uhr Morgens.“

„Und der Name Ihres Gegners?“

„Ich muß Ihnen geſtehen, ich habe mich nicht darum bekümmert.“

„Sie wiſſen gar nicht, wer er iſt?“

„Es ſchien mir zwar ein Abenteurer zu ſein, aber er war Officier, er trug mehrere Orden, und da habe ich geglaubt, ihn für ſatisfactionsfähig anſehen zu müſſen.“

„Mein Herr Graf,“ ſagte der Graf Morſewiz, der gleichfalls Garde-Officier war, ſtrenge, „wenn er Officier iſt, ſo iſt er kein Abenteurer.“

„Meinetwegen; ich hielt ihn dafür.“

Der Graf Borſewiz nahm das Wort:

„Wir können uns über die Perſon des Unbekannten vielleicht vereinigen, Herr Graf. Ich hatte vorgeſtern das Vergnügen, mit Ihrer Familie zu reiſen.“

„So!“

„Es drängte ſich ein Fremder an uns heran. Allerdings für den erſten Anblick ein Abenteurer. Allein er trug mehrere militäriſche Orden und war wirklich Officier.“

Digitized by Google

„Es iſt derſelbe; kein Zweifel. Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?“

„Graf Borſewiz.“

„Sie hätten alſo die Güte, mir zu ſecundiren, Herr Graf?“

„Ich bedaure —“

„Und warum nicht?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich mich ſelbſt heute mit Ihrem Gegner ſchlagen werde.“

„Das ändert freilich die Sache.“

„Aber mein Kamerad, der auch mir ſecundirt, der Herr Graf Morſewiz, wird ſich wahrſcheinlich ein Vergnügen daraus machen.“

„Borſewiz oder Morſewiz, mir gleich. Sie wollen die Güte haben, Herr Graf Morſewiz?“

Der Graf Morſewiz ſchien eine andere Antwort, als eine bejahende, auf der Zunge zu haben. Er drängte ſie zurück, mit einem Blicke auf den Grafen Lenhauſen, der deutlich ſagte: Um meiner Ehre willen kann ich Dir meinen Beiſtand nicht verſagen; aber morgen werden wir uns weiter ſprechen, Du aufgeblaſener, frecher weſtfäliſcher Grafenſohn.

Er verbeugte ſich ſchweigend.

„Ich begreife nur nicht,“ ſagte der Graf Borſewiz, „wo unſer Gegner bleibt. Es iſt ſchon zehn Minuten über neun.“

Digitized by Google

Auf einmal fuhr der Graf Lenhausen auf.

„Ich fange an zu begreifen, meine Herren. Wollen Sie mich begleiten, so werden auch Sie es.“

„Wir sind hieher bestellt, wir werden hier warten.“

„Bis wie lange?“

„Bis Mittag. Wenn es sein muß, bis zum Abend. Unserem Gegner kann ein Hinderniß zugestoßen sein.“

„Ich treffe Sie also jedenfalls hier, meine Herren. Auf Wiedersehen.“

„Wohin gehen Sie?“

„In die Thierbude.“

Er verließ den Saal.

„Ein unverschämter Bursch,“ sagte Graf Morsewiz.

„Man sieht ihm den alten westfälischen Edelmann an.“

„Er soll dafür einen Denkzettel bekommen.“

„Ah, jetzt in der That endlich!“ rief der Graf Borsewiz. „Da ist mein Gegner selbst.“

„Der da? Aber Teufel, der Mensch sieht nicht aus wie ein Abenteurer.“

Der Kittelmann Reinhold Stein war in den Saal getreten. Aber nicht in seinem blauen Kittel, nicht das grüne Käppchen abenteuerlich keck auf dem rechten Ohr. Er war ganz in einfacher schwarzer Kleidung; das einzige Bunte, das man an ihm sah,

Digitized by Google

waren seine Ordenszeichen, die er auf der Brust trug. Er sah vornehm, edel aus.

So trat er auch in den Saal; zugleich etwas nachdenklich, beinahe unruhig. Er warf beim Eintreten einen Blick durch die Thüre zurück, als wenn ihm gerade in dem Augenblicke vorher jenseits der Thür etwas begegnet wäre, das ihn nachdenklich und unruhig gemacht hätte. Gleich darauf aber suchte er mit seinen schönen Augen klar und ruhig in dem Saal umher, und als er gefunden hatte, was er suchte, war er plötzlich wieder wenigstens halb der alte Kittelmann Reinhold Stein, und nach einer Weile war er es beinahe wieder ganz.

Er hatte den muthmaßlichen Dorfschulmeister in der groben, mehr bäuerischen als städtischen Kleidung, und mit dem eckigen schüchternen, verlegenen Wesen gesucht. Er ging zu ihm.

Der Mann hatte ihn nicht gesehen. Er hatte sich, durch das lange Warten ermüdet, auf einen Stuhl gesetzt und war beschäftigt, die sentimentale Dame und den tröstenden Professor der Naturgeschichte aus Berlin zu betrachten.

Auf einmal klopfte ihn Jemand von hinten auf die Schulter. Er sprang auf.

Reinhold Stein stand vor ihm.

„Du hast schon lange auf mich gewartet, alter, ehrlicher Dorfschulmeister Hakebrod."

Digitized by Google

Alſo Dorfſchulmeiſter war der Mann wirklich.

„Ich bin ſeit dem Glockenſchlage acht hier.“

„Immer pünktlich und brav.“

„Aber wie geht es Dir denn, mein lieber, guter Reinhold? Was machſt Du?“

„Nachher davon, Alter. Jetzt bin ich verdammt eilig. Ich hätte gleichfalls ſchon ſeit einer Stunde hier ſein ſollen. Aber es war mir nicht möglich. Ich hatte dringende Abhaltung. Du kannſt das auch mit gutem Gewiſſen jenen beiden Herren verſichern, wenn ſie ſich mauſig darüber machen ſollten, daß ich zu ſpät gekommen ſei und ſie ſo lange habe warten laſſen.“

„Welchen beiden Herren, Reinhold?“

„Den beiden Garde-Officieren dort.“

„Was haſt Du mit ihnen?“

„Du haſt doch meinen Zettel bekommen, alter Burſch?“

„Sonſt wäre ich nicht hier.“

„Richtig, Du würdeſt den Dorfſchulbakel regieren. In dem Zettel bat ich Dich, um acht Uhr heute hier zu ſein.“

„Du hätteſt ein Anliegen an mich.“

„Das ich Dir hier mittheilen würde.“

„Es ſoll mich freuen, wenn ich meinem guten, braven Reinhold helfen kann.“

„Du kannſt es. Ich habe hier heute ein Duell mit einem der beiden Officiere da. Sie ſehen einander

Digitized by Google

verdammt ähnlich. Der größere iſt es, der rechts ſteht. Merke ihn Dir. Graf Borſewiz iſt ſein Name."

„Und was ſoll ich dabei, Reinhold?"

„Du ſollſt mir ſecundiren."

Der Dorfſchulmeiſter Hakebrod machte einen Satz, als wenn er von einem wilden Thiere gebiſſen worden ſei.

„Ich? Ich bin ja Schulmeiſter!"

„Was ſchadet das?"

„Wenn das Conſiſtorium das erführe!"

„Nun?"

„Ich würde abgeſetzt."

„Wie viel Einnahme haſt Du als Schulmeiſter?"

„Meine Stelle bringt mir Summa Summarum des Jahres achtzig Thaler ein."

„Und zehn Thaler monatlich, alſo einhundert und zwanzig Thaler des Jahres, müſſen ſie Dir Officiers-penſion geben, wenn ſie Dir Deinen Schulmeiſterpoſten nehmen. Du könnteſt kein beſſeres Geſchäft machen."

Es war eine eigenthümliche Zeit, jene Zeit der deutſchen Freiheitskriege von achtzehnhundert dreizehn bis fünfzehn. Beſonders in Preußen. Patriotiſche Begeiſterung hatte Alle ergriffen. In Zeiten der Be-geiſterung frägt man nicht danach, in welche Lagen man werde geworfen werden. Vornehme Edelleute, Räthe, Präſidenten ergriffen die Waffen als einfache Freiwillige, als „gemeine Soldaten." Leute aus den unteren Ständen, Schreiber, Kellner, Handwerker

Digitized by Google

wurden Officiere. Der Schulmeiſter Hakebrod in dem Dorfe Brakel bei Dortmund war ſchon einige vierzig Jahre alt, als der König Friedrich Wilhelm der Dritte im Jahre 1813 alle braven Preußen zu den Fahnen rief. Er zögerte keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen. Er war zu arm, um ſich ſelbſt equipiren zu können. So konnte er in kein Corps freiwilliger Jäger eintreten; er wurde „gemeiner Landwehrmann.“ Aber er war der muthigſten und unerſchrockenſten Einer, und zugleich der umſichtigſten. Er hatte in ſeinem ſchulmeiſterlichen Wiſſensdrange nicht umſonſt auch alte und neue Kriegsgeſchichte ſtudirt. So war er bald emporgeſtiegen. Er wurde mit Nutzen in der General-Adjutantur verwendet. Er wurde Officier, und als die Feldzüge beendet waren — ja —. Er war immer ein eckiger, in Geſellſchaft ſchüchterner und verlegener Menſch geblieben, und als die Feldzüge zu Ende waren, konnte man ihn nicht mehr gebrauchen. Er bekam ſeinen Abſchied als Premier-Lieutenant, und es wurde ihm verſprochen, daß im Civilfache ſeinen Verdienſten und ſeinem Range gemäß für ihn geſorgt werden ſolle; einſtweilen möge er auf ſeinen Poſten als Schulmeiſter im Dorfe Brakel zurückkehren, wo er doch, als Erzieher der Jugend, einen recht ſegensreichen Wirkungskreis habe. Der ſchüchterne und beſcheidene Mann that das. Aber auf die Erfüllung jener Verſprechungen mußte er warten und hat er ſein Lebelang

Digitized by Google

vergeblich gewartet. Er gehörte nicht zu den Leuten, die ewig nach Aemtern, nach Zulagen, Beförderungen, Orden laufen und rennen und ſchreien. Er meldete ſich nicht einmal, weder um Zulage, noch um Beförderung, noch um irgend etwas Anderes. Theils war es Schüchternheit, theils Stolz, theils aber auch Vertrauen. Der König hatte allen treuen Officieren und Soldaten Belohnung verſprochen, ſobald die von dem Kriege und dem Drucke der Fremdherrſchaft hart angegriffenen Mittel des Staates es geſtatten würden. Der König, meinte der in ſein Amt zurückgetretene Dorfſchulmeiſter Hakebrod, werde ſein Verſprechen halten, ſobald jene Mittel es möglich machten. Das müſſe man abwarten. Der brave Friedrich Wilhelm der Dritte war gewiß der Mann, der gern und vollſtändig ſein königliches Wort hielt. Aber was konnte er von dem Dorfſchulmeiſter Hakebrod da hinten in dem weſtfäliſchen Hellwege wiſſen, der ſich ſelbſt nicht meldete und von Anderen nicht gemeldet wurde? Freilich hätte wohl Mancher ihn melden können. Sein Name war bekannt genug. In ganz Weſtfalen kannte man den einfachen Dorfſchulmeiſter Hakebrod, der ein ſo tapferer und unterrichteter Officier geweſen war, und jetzt als geweſener Premier-Lieutenant der königlich preußiſchen Armee die Dorfſchule in Brakel hielt. Und wer den Namen kannte, der ſprach nur mit Achtung von ihm. Aber der ariſtokratiſche Goethe ſagt

es ja, wer beſcheiden iſt, der iſt ein Lump; und er war auch für das „Civilfach" den ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Vätern, Onkeln und Vettern gegenüber, die neben ihren Söhnen und Vettern noch ſo manchen jener unruhigen Renner und Schreier unterzubringen hatten, ſtets ein Lump, mit dem nichts zu machen ſei. So blieb er ſein Lebelang Dorfſchulmeiſter in Brakel.

Aber er war darum nicht unglücklich. Er hatte wenige Bedürfniſſe; er war unverheiratet, und als er ſtarb — vor etwa zehn Jahren, im hohen Alter — konnte er ſeiner Schweſter, die mit ihm haushgehalten hatte, noch ein Capital von dreihundert Thalern hinterlaſſen.

Der Kittelmann Reinhold Stein hatte mit ihm in demſelben Regimente geſtanden. Die beiden Männer, wie ungleich auch an Jahren, an Temperament, an Charakter, faſt an Allem, waren innige Freunde geworden. Gemeinſame Gefahren, gemeinſamer Muth, gemeinſame Güte des Herzens hatte ſie zuſammengeführt und einander achten und lieben gelehrt. Das Uebrige ſah jeder Freund dem anderen nach; freilich hatte der ältere Schulmeiſter am meiſten nachzuſehen. Aber iſt das nicht immer ſo, bei dem Schulmeiſter wie bei dem älteren Freunde?

Reinhold Stein hatte ſeinem Freunde ein gutes Geſchäft angeboten. Der ehrliche Schulmeiſter wollte aber nicht ſogleich darauf eingehen.

Digitized by Google

„Aber bedenke meinen guten Namen," warf er ein. „Hat je ein Dorfschulmeister in einem Duell secundirt?"

„Aber zum Teufel," entgegnete Reinhold Stein, „hast Du je gehört, daß ein Fürst, ein Graf, ein General, ein Minister oder irgend ein anderer hoher Herr seinen guten Namen verloren hat, weil er sich duellirte oder in einem Duell secundirte?"

„Das waren auch hohe Herren!"

„Die also weniger guten Namen zu verlieren hatten, als ein Dorfschulmeister? Sie werden Dir dankbar sein für Deine Logik."

„Als Schullehrer hat man andere Rücksichten zu nehmen —"

„Noch schöner. — Aber um dem Streite ein Ende zu machen, Du mußt mir secundiren. Ich muß mich nun einmal schlagen; die Zeit ist da, eigentlich schon vorüber; ich habe keinen anderen Secundanten, kann auch jetzt keinen anderen mehr bekommen, ich würde mich also ohne Secundanten schlagen müssen. Oder willst Du das?"

„Nein, nein, Reinhold, das ist ein Fall der Noth; nie werde ich meinen besten Freund in der Noth stecken lassen."

„Ich wußte es."

„Ich habe ja schon mehrfach secundirt. Ich war freilich damals Officier."

„Das bleibst Du immer."

Digitized by Google

„Also mit jenem Grafen Borsewiz willst Du Dich schlagen?“

„Er ist der Erste.“

„Wie?“

„Dann kommt der Zweite —.“

„Ein Zweiter?“

„Ein ehemaliger französischer Oberst, Graf Durand. Ich sehe ihn zwar noch nicht, aber der wird nicht ausbleiben. — Bin ich mit den Beiden fertig, so kommt —“

„Noch ein Dritter?“

„Allerdings, ein westfälischer Edelmann, der junge Graf Lenhausen von Ellerburg.“

„Aber Mensch, Reinhold, bist Du denn noch immer so unverwüstlich leichtsinnig? Willst Du denn gar nicht anders werden?“

„Du bist hier nicht Schulmeister, Du sollst secundiren.“

„Aber was hast Du mit den Leuten gehabt?“

„Im Grunde nichts. Es wäre zu weitläufig, Dir zu erzählen. Man hat zuweilen Unglückstage.“

„Und Du hast alle drei zu derselben Zeit hieher bestellt?“

„Alle drei.“

Zu solchem „Leichtsinn“ schien doch nicht blos der Dorfschulmeister, sondern auch der Premier-Lieutenant den Kopf schütteln zu müssen.

„Auf welche Waffen wirst Du Dich schlagen?“ fragte er.

Digitized by Google

„Auf Piſtolen.“

„Mit allen Dreien?“

„Ja.“

„Und wo?“

„Kennſt Du das Dorf Opmünden?“

„Gewiß. Ich bin in dieſer Gegend zu Hauſe. Es liegt eine halbe Stunde von hier, nach der Hardt zu.“

„Richtig. Eine ſtarke Viertelſtunde rechts von dem Dorfe beginnt die Waldung des Hardtgebirges. Ein Landweg geht dicht vor dem Dorfe ſeitab und führt dahin. Er führt in gerader Linie auf ein Eichenwäldchen. Rechts von dieſem iſt eine kleine Wieſe. Dort ſoll der Kampfplatz ſein. Nun höre zu. Ich kann nicht ſogleich mit hinaus; ich habe noch ein nothwendiges Geſchäft vorher zu beſorgen. Du fährſt daher ohne mich hinaus. Mein Wagen hält draußen vor dem Nöttenthore; der Kutſcher weiß den Weg und den Platz. Im Wagen liegen zwei Paar Piſtolen, mit dem, was dazu gehört. Du ſprichſt mit meinen Gegnern, forderſt ſie auf, mit Dir an Ort und Stelle zu fahren, hältſt ſie dabei ſo lange als möglich auf, damit ſie nicht ungeduldig werden, wenn ich etwa ſpäter als ſie eintreffen ſollte, und fährſt dann mit ihnen ab. Aber nicht zuſammen, damit kein Aufſehen entſteht. Darum wartet auch mein Wagen draußen vor dem Thore. Und nun auf Wiederſehen. Mache Deine Sachen gut. Du haſt volle Vollmacht für Alles.“

Digitized by Google

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er ſchnell den Saal.

Der Dorfſchulmeiſter Hakebrod ſah ihm eine Zeitlang mit einem völlig verdutzten Geſichte nach. Dann wiſchte er ſich die Augen, wie um ſich zu überzeugen, daß er wache. Dann ſeufzte er tief auf. Er ſchlief nicht; er war wach.

Aber auf einmal richtete er ſeine unbeholfene Figur in die Höhe, knöpfte ſeinen groben braunen Ueberrock zu, nahm ſeinen breiten Hut in die Hand und ging zu den beiden Garde-Officieren. Seine Haltung war faſt ſoldatiſch; das verlegene ſchüchterne Schulmeiſtergeſicht entſprach allerdings auch dieſer halben militäriſchen Haltung wenig genug.

Die beiden Officiere hatten mit einiger Ueberraſchung den Kittelmann Reinhold Stein ſo eilig wieder verſchwinden ſehen. Mit Verwunderung ſahen ſie den eckigen, ſaloppen Dorfſchulmeiſter auf ſich zukommen.

„Was ſoll der Menſch bei uns?“

„Er ſieht auf ein Haar aus wie ein Dorfſchulmeiſter!“

„Der ſoll doch nicht ſein Secundant ſein?“

Jenes war ernſt, dieſes deſto ironiſcher geſprochen.

Der Schulmeiſter war bei ihnen angelangt. Er wendete ſich an den Grafen Borſewiz.

„Sie ſind der Graf Borſewiz.“

„Ihnen zu dienen.“

Digitized by Google

„Dieſer Herr iſt alſo wol Ihr Secundant?"

„Hätten Sie danach zu fragen?"

Das kurze, vornehme Weſen imponirte dem ſchüchternen Dorfſchulmeiſter.

„Wenn der Herr Ihr Secundant wäre," ſagte er verlegen, „ſo hätte ich einige Worte mit ihm zu ſprechen."

„Sie?"

„Was hätten Sie denn mit mir zu ſprechen?" fragte noch vornehmer, als ſein Kamerad, der Graf Morſewiz.

In dem Schulmeiſter fing der Premier-Lieutenant an ſich zu fühlen.

„Meine Herren," ſagte er, gar nicht mehr verlegen, ſondern ſehr entſchieden, und wenn der grobe Weſtfale entſchieden ſprach, ſo war der Ton ſeiner Stimme nicht weit mehr von der Grobheit entfernt. „Meine Herren, wären Sie ſo gut, mir eine beſtimmte Antwort auf meine Frage zu geben? Ich fragte, ob dieſer Herr der Secundant des Herrn Grafen Borſewiz ſei?"

Die Officiere ſahen den Mann verwunderter an.

„Und wir möchten vorher wiſſen, was das Sie angeht?"

Der Schulmeiſter beſann ſich. Er dachte wol an ſeinen alten groben Dorfrock.

„Herr Graf Borſewiz, Sie haben eine Ehrenſache mit meinem Freunde Reinhold Stein?"

Digitized by Google

Die Officiere horchten auf.

„Ich habe eine Ehrenſache mit Jemand, der ſich mir nicht nennen wollte.“

„Ja, ja, er hat zuweilen ſonderbare Launen.“

„Es iſt derſelbe, der ſoeben mit Ihnen ſprach. Er heißt alſo Reinhold Stein?“

„Das iſt ſein Name.“

„Und er iſt Ihr Freund?“

„Ja.“

„Und außerdem?“

„Wie ſo, Herr Graf?“

„Sein Stand, ſeine Beſchäftigung?“

„Er war einer der bravſten Officiere in der Armee des Königs.“

„Er war. Was iſt er jetzt?“

„Herr Graf, Sie ſind ſelbſt Officier, wie mein Freund mir ſagte. Ich hoffe, Sie achten Ihren Stand genug, um nicht zu vermuthen, daß Jemand, der einmal preußiſcher Officier war, nachher ſofort ein Lump ſein müſſe.“

Der Officier wurde roth.

Der Graf Morſewiz aber ſagte:

„Sprechen Sie mit mehr Achtung von unſerm Stande.“

„Sie haben mich wol nicht verſtanden, mein Herr,“ erwiderte trocken der Schulmeiſter. „Aber damit wir kurz zum Ziele kommen: Sie haben eine

Digitized by Google

Ehrenſache mit meinem Freunde Reinhold Stein, und ich bin ſein Secundant.“

„Sie? !“ riefen beide Officiere. „Alſo wirklich Sie?“

Sie wollten lachen; ſie thaten ſich keinen Zwang an, um es zu verbergen.

Der Dorfſchulmeiſter wurde wieder verlegen.

„In dieſer Eigenſchaft bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Wer ſind Sie denn?“

„Ich bin der Schulmeiſter —“

Der Graf Morſewiz lachte laut.

Der Graf Borſewiz aber, der ſchon länger in der Provinz Weſtfalen war, begann ein etwas langes Geſicht zu machen.

In dem Schulmeiſter war wieder der Officier erwacht. Er ſah die beiden Garde-Officiere ſtrenge an und fuhr ruhig fort:

„Ich bin der Dorfſchulmeiſter Hakebrod, Premier-Lieutenant in der Armee des Königs.“

Den Namen kannte auch der Graf Morſewiz.

Beide Garde-Officiere wurden jetzt verlegen.

„Hm! Ja ſo! Alſo Kamerad?“

„Darf ich jetzt nochmals um Beantwortung meiner Frage bitten?“

Der Graf Morſewiz trat vor.

„Ich bin der Secundant des Herrn Grafen Borſewiz.

Digitized by Google

Ich bin der Graf Morſewiz, gleichfalls Lieutenant in der Garde."

Der Schulmeiſter war jetzt ganz der Officier, der als Secundant in einer Ehrenſache handelt.

„Wir beide haben alſo mit einander zu verhandeln."

„So wird es ſein."

„Mein Freund Stein war ſehr eilig und hat mir leider über Veranlaſſung und Bedingungen des Duells nichts geſagt."

„Der Graf Morſewiz iſt Beleidigter."

„Er hätte alſo das Nähere zu beſtimmen."

„Er hat aber Zeit und Ort des Duells ſeinem Gegner, Ihrem Freunde, überlaſſen. Zu der beſtimmten Zeit ſind wir hier."

„Zu dem Orte werde ich Sie führen. Er iſt in einem Wäldchen bei dem Dorfe Opmünden, eine halbe Stunde von hier."

„Einverſtanden," ſagte der Graf Morſewiz. „Haben Sie Waffen bei ſich?"

„Zwei Paar Piſtolen."

„Auch wir führen zwei Paar bei uns. Wir werden an Ort und Stelle laden."

„Angenommen," ſagte der Schulmeiſter.

„Wir beiden Secundanten werden alsdann darum looſen, in welcher Reihe die Piſtolen zum Gebrauch kommen."

Digitized by Google

„Gleichfalls angenommen.“

„Es wird auf Commando und Barrière geſchoſſen.“

„Einverſtanden.“

„Ich, als Secundant des Beleidigten, habe das Commando.“

„So iſt es.“

„Die Barrière wird auf fünf Schritt genommen.“

„Wie Sie wollen.“

„So wären wir fertig?“

„Ich wüßte nichts mehr zu bemerken.“

„Noch Eins. Ihr Duellant hat mehrere Duelle?“

„Drei.“

„Er hat alle drei Gegner auf heute beſtellt?“

„Alle drei.“

„Der Graf Borſewiz wird der Erſte ſein!“

„Er iſt der Erſte.“

„Werden die beiden anderen Gegner ſich an demſelben Orte einfinden?“

„Ich werde ſie dahin beſtellen. Ich ſehe ſie nur leider nicht hier.“

„Sie waren beide ſchon da und werden bald zurückkommen.“

„Wollen Sie auf ſie warten?“

„Ich denke nicht. — Aber da kommt Jemand, der uns zu ſuchen ſcheint.“

Ein Fremder in den dreißiger Jahren, mit einer etwas ſüdlichen Phyſiognomie, in unverkennbar ſolda-

Digitized by Google

tiſcher Haltung, aber bürgerlich gekleidet, war in den Saal getreten, hatte die beiden Garde-Officiere geſehen und ſchritt auf ſie zu. Hätte die einſame Waldroſe an der Barrière im Ardey ihn geſehen, ſie würde ihn ohne Mühe als den hübſchen Franzoſen wieder erkannt haben, der am vorgeſtrigen Tage ſo höflich ein paar Flaſchen Wein von ihr verlangt hatte.

„Meine Herren," redete er in franzöſiſcher Sprache die beiden Officiere an, „der Herr Oberſt Graf Durand hatte vorhin die Ehre, mit Ihnen zu ſprechen?"

„Wir hatten das Vergnügen."

„Der Oberſt glaubt annehmen zu dürfen, daß Sie wegen einer Ehrenſache mit einem Herrn Reinhold Stein hier ſind."

„So iſt es."

„Auch der Oberſt hat eine Ehrenſache mit dieſem Herrn."

„Sie ſehen hier den Secundanten des Herrn."

„Ah, mein Herr —"

Der Franzoſe ſah nicht auf den groben Rock des Schulmeiſters.

„Ah, mein Herr, darf ich Sie bitten, mir den Ort des Duells mitzutheilen?"

„Mein Herr," antwortete der Schulmeiſter, und er ſprach ſein Franzöſiſch eben ſo geläufig und correcter, als die beiden Officiere von der Garde. „Mein

Digitized by Google

Herrn, werden Sie und der Herr Oberſt uns ſofort begleiten?"

Der Franzoſe wurde verlegen.

„Wir würden auf der Stelle abfahren, aber wir haben Gründe — es dürfte in der kleinen Stadt Aufſehen erregen und das Duell verrathen, wenn wir zuſammen mit Ihnen führen; wir wünſchen deshalb einen Umweg zu nehmen."

„Haben Sie einen Kutſcher von hier?"

„Ja, mein Herr."

„Der kennt die Gegend genau. Sagen Sie ihm nur, daß er Sie nach dem Eichenwäldchen rechts von dem Dorfe Opmünden fährt."

„Gut, mein Herr. Sie fahren gleich?"

„Auf der Stelle."

„Auf Wiederſehen, meine Herren."

Der Franzoſe ging.

„Es fehlt noch der Graf Lenhauſen," ſagte der Schulmeiſter. „Er wollte zurückkommen?"

„Er verſprach es."

„Sein Kutſcher muß nothwendig gleichfalls die Gegend kennen. Ich werde ihm ein Billet hinterlaſſen."

Er ſetzte ſich an ein Schreibbureau, das in einer Ecke des Saales ſtand, ſchrieb einige Zeilen, ſiegelte das Billet zu und übergab es einem Kellner, um es ſofort dem Grafen Lenhauſen einzuhändigen, wenn dieſer zurückkehre.

Digitized by Google

Er ging wieder zu den Officieren.

„Meine Herren, ich hatte an Eins nicht gedacht. Mein Freund Stein wird noch weniger daran gedacht haben. Ich meine einen Arzt.“

„Wir haben einen Arzt mitgebracht. Um Aufsehen zu vermeiden, ist er in einem Wirthshause vor dem Thore zurückgeblieben. Wir werden ihn von da abholen.“

„So brechen wir auf. Aber einzeln; draußen vor dem Thore treffen wir wieder zusammen.“

Die beiden Garde-Officiere verließen den Saal. Nach einer Weile folgte ihnen der Schulmeister.

In dem weiten Saale war es immer lebhafter geworden. Es waren Gäste gekommen, es waren Gäste gegangen. Manche waren geblieben. In der Lebhaftigkeit des Verkehrs waren die Duellverhandlungen nicht beachtet worden, zumal da namentlich die Gebliebenen noch immer auf etwas zu warten schienen. Was war dies?

Es sollte sich zeigen.

Der Oberkellner trat eilig in den Saal, mit einem wichtigen Gesichte, also mit einer wichtigen Nachricht.

„Meine Herren,“ rief er mit lauter Stimme, „wir erhalten soeben die Nachricht, daß der Herr van Aken auf dringendes Bitten sich entschlossen hat, seine Abreise von hier noch um eine Stunde zu verschieben und seine Menagerie zu zeigen. Die Thiere sollen

Digitized by Google

uach einige Kunststücke machen. Die Bude ist auf dem Platze bei Sanct Patroklus."

Es entstand eine allgemeine Aufregung im Saale.

„Ah! Vortrefflich! Herrlich! So haben wir doch nicht umsonst gewartet!"

Am lautesten war die Freude des Berliner Professors der Naturgeschichte. Sein Gesicht war beinahe wichtiger, als das des Oberkellners.

„Ha! Das war nicht anders zu erwarten; meine Bitte konnte der Herr van Aken nicht unberücksichtigt lassen. Er wußte meinen Namen. Meine theure Freundin, Sie werden einen hohen Genuß haben."

„Wer ist der Herr?" fragten die Fremden den Oberkellner.

„Ein Professor aus Berlin."

„Wohl ein berühmter Gelehrter?"

„Gewiß, er kommt ja aus Berlin!"

„Wir wollen uns an ihn anschließen."

Der allgemeinen Aufregung folgte ein allgemeiner Aufbruch. An der Spitze war der Berliner Professor. seine sentimentale Dame führend, und docirend, bis auf die Straße hinaus, zum Sanct Patroklus-Platze hin.

„Ja, einen hohen Genuß werden wir haben. Diese van Aken'sche Menagerie zeichnet vor allen wandernden Menagerien sich aus durch die Zahl der Thiere, durch die Schönheit der Exemplare und durch

Digitized by Google

die Kunſt der Abrichtung. Herr van Aken iſt der berühmteſte Thierbändiger der neueren Zeit."

„Gab es früher noch berühmtere?" fragte die wißbegierige ſentimentale Dame.

„Gewiß, meine Freundin. Wie konnte das anders ſein in dem claſſiſchen Alterthum, das für uns in Allem ein ewig unerreichbares Muſter bleiben wird!"

„Und wie hießen ſie, mein Freund?"

„Ihre Namen hat man vergeſſen."

„Schöne Berühmtheiten das!" ſagte ein vorwitziger Weinreiſender vom Rhein.

Der Profeſſor achtete nicht darauf.

„Aber freilich," fuhr er fort, „im Grunde iſt der Herr van Aken gar kein Thierbändiger."

„Was iſt er denn?"

„Ich werde ſuchen, Ihnen das deutlich zu machen. Aber vorher muß ich mir erlauben, zwei Punkte vorauszuſchicken —"

„Teufel, das iſt ein echter deutſcher Profeſſor," ſagte der Weinreiſende.

„Zuerſt," ſchickte der Profeſſor voraus, „muß ich bemerken, was Sie, meine werthe Freundin, allerdings bereits wiſſen, was aber den Anderen hier nicht ſämmtlich bekannt ſein dürfte, daß ich Profeſſor der Naturwiſſenſchaften und auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe begriffen bin."

Digitized by Google

„Dieſer erſte Punkt wenigſtens iſt ſehr einleuchtend," ſagte der Weinreiſende.

„Sodann habe ich leider die Bemerkung zu machen, daß man das Syſtem des Alterthums in Behandlung der wilden Thiere vollſtändig verloren hat. Man hat zwar ſehr viele gelehrte Forſchungen darüber angeſtellt, und es ſind ſehr ſcharfſinnige Abhandlungen darüber geſchrieben worden, wie ich denn ſelbſt dieſem wichtigen Gegenſtande in einer größeren Schrift meine Zeit und mein Nachdenken gewidmet habe. Allein man hat keine einzige Spur davon wieder auffinden können."

„Alſo gelehrte Forſchungen und ſcharfſinnige Abhandlungen über nichts?" fragte der vorlaute Weinreiſende vom Rhein.

Der deutſche Profeſſor konnte mit der verdienten Verachtung des Schweigens antworten. Er fuhr fort zu dociren:

„Ich komme zur Sache. Man nennt nun zwar überhaupt Thierbändiger diejenigen Perſonen, welche ſich mit der Zähmung wilder Thiere beſchäftigen. Allein wie man zwei durchaus verſchiedene Syſteme für Zähmung der Frauen kennt, ſo auch für die der wilden Thiere."

„O, mein theurer Freund!" unterbrach ihn doch mit einem leiſen Vorwurfe die ſentimentale Dame.

„Ich verſichere Sie, meine Freundin. Das eine Syſtem beſteht nämlich darin, daß der Bändiger nur

durch Mittel roher Gewalt, durch Mißhandlungen oder Einſchüchterungen, durch Stock und Peitſche, Herr, oder beſſer Tyrann der Beſtien zu werden ſucht. Vermöge des anderen Syſtemes wird dagegen die Zähmung hervorgebracht lediglich durch ein Studium der Natur des Thieres und eine danach eingerichtete ruhige, milde, wo möglich freundliche, aber ſtets geduldige und conſequente Behandlung desſelben. Nun werden Sie mir einräumen, meine Verehrte, und auch die anderen Anweſenden, daß man Jemand, der dieſes zweite Syſtem ausübt, nur ſehr uneigentlich einen Thierbändiger nennen kann. Ich, der ich über die Sache reiflich nachgedacht, würde für ihn den Namen eines Thierzähmers, oder noch beſſer Thiererziehers vorziehen. Sie werden mir auch ferner einräumen, daß dieſes zweite Syſtem unbedenklichen Vorzug verdient."

„Auch bei Frauen?" rief der naſeweiſe Weinreiſende.

„Darüber ließe ſich ſtreiten," antwortete unbedacht der deutſche Profeſſor.

„Aber mein verehrter Freund!" ſagte die ſentimentale Dame.

„Entſchuldigen Sie, meine Freundin; aber da ich über die Frage noch nicht reiflich genug nachgedacht hatte — doch davon ein andermal. Dieſes zweite, beſſere Syſtem nun, deſſen Vorzüge ich ſchon ſeit Jah-

Digitized by Google

ren nachgewieſen habe, iſt auch das des Herrn van Aken, und ich bin ſehr neugierig, die Früchte desſelben hier vor Augen zu ſehen. Ich zweifle keineswegs, daß wir eine muſterhafte Ordnung, Ruhe und Stille auf Seite der ſo erzogenen Beſtien antreffen werden."

Die Geſellſchaft war auf dem Dom- oder Sanct Patroklus-Platze angekommen.

Der Herr von Aken war mit ſeiner großen und damals auf dem Continente berühmteſten Menagerie auf einer Reiſe nach den nordiſchen Hauptſtädten. Er war am Abend vorher in Soeſt eingetroffen, zu ſpät, um noch Vorſtellungen zu geben. Auch am Morgen hatte er dieſe nicht geben, ſondern ſofort weiter reiſen wollen. Allein man hatte auch in Soeſt ſo viel von der berühmten Thierſammlung gehört; man mußte ſie ſehen. Der Herr van Aken hatte den vielen Bitten nachgegeben.

Eine Bude war ſchnell improviſirt worden. Sie ſtand auf dem Domplatze.

Die Beſtien kündigten ſich ſchon von weitem an. Man hörte, lange bevor man den Platz betrat, das Geſchrei der bunten Raben und Papageien, die vor der Bude auf den Stangen ſich wiegten, freilich beinahe übertönt von dem Geſchrei der Straßenjugend, die das Zelt umſtand. Ein noch lauteres Schreien, Heulen, Toben und Brüllen vernahm man dann aus dem Innern des Zeltes. Die Thiere wurden gefüttert;

Digitized by Google

eigentlich, da es nicht die rechte Zeit des Fütterns war, mehr mit dem Futter geneckt. Die Soester hatten auch das zu sehen gewünscht. Die Thiere tobten um desto wüthender, je weniger man ihnen gab. Das Toben der Straßenjugend wuchs mit dem der Thiere.

Der Zuschauer waren im Innern des Zeltes viele. Freilich nicht so viele, als der Straßenjugend draußen vor dem Zelte. Aber der Grund war nur, daß der Domplatz groß und das Zelt klein war. Denn es war gefüllt, wie es beinahe nur gefüllt sein konnte.

Alles hatte die Thiere sehen wollen. Man wollte noch mehr sehen Auch in Soest war es bekannt geworden, daß der Herr von Aken außer seinen Bestien ein bildschönes Mädchen mit sich führe, das noch sehr jung und sehr zart, fast noch ein halbes Kind sei, und eine wunderbare Gewalt über die wilden Bestien ausübe, ganz allein zu ihnen in den Käfig gehe, mit ihnen spiele, sie Kunststücke machen lasse, selbst sie schlagen und stoßen dürfe. Ein großer afrikanischer Löwe sei ordentlich verliebt in sie; sie könne mit ihm machen, was sie wolle. Deshalb heiße sie auch die Löwenbraut, oder die Löwenkönigin. Freilich habe sie auch noch einen anderen Liebhaber, der zwar kein Thier, sondern ein Mensch und doch auch eine recht wilde Bestie sei, und das arme Mädchen ungeheuer

Digitized by Google

mit seiner Eifersucht quäle, obgleich sie ihn gleichfalls unbeschreiblich liebe. Uebrigens sei dieser Mênsch die eigentliche Seele der Thierbändigung des Herrn van Aken, der seine besten Künste und Geheimnisse von ihm gelernt habe. Oeffentlich aufgetreten sei der selbst nun zwar noch nicht; aber man könne nicht wissen, ob das nicht heute geschehe, denn Soest sei die älteste Stadt in Westfalen, und der Mensch solle aus Westfalen sein, obgleich man eigentlich gar nicht wisse, woher und was er sei. Dergleichen und noch viel Anderes sprach man, und allgemein war man sehr neugierig.

Die Gesellschaft des Berliner Professors hatte sich der Bude genähert.

„Welch' ein entsetzliches Spectakel," sagte die sentimentale Dame. „Es greift mir die Nerven an."

„O, ich bitte, meine Verehrte," entgegnete der Professor. „Das widerspricht nicht jenem besseren System. Das alles sind nur die urnatürlichen Töne der Thiere. Sie sind in ihrer vollen Ruhe und Ordnung."

„Und Stille," sagte der naseweise Weinreisende.

Man trat in das Innere der Zeltbude. Die sentimentale Dame drohte über all dem Geschrei in Ohnmacht zu fallen. Die Anderen hielten im ersten Augenblicke sich die Ohren zu.

Der Professor aber rief:

„Ah, vortrefflich, herrlich! Welche Wunder der

Natur! Welche große, ſchöne, edle Geſchöpfe! Wie klein kommt, ihnen gegenüber, der Menſch ſich vor! Und doch wieder, wie groß! Sie meinen, meine Verehrte, ich ſtelle da ein Paradoxon auf? Ich werde verſuchen, Ihnen meinen Satz zu erläutern. Sehen Sie ſich einmal dieſen Papagei an."

Er führte die ſentimentale Dame und die Geſellſchaft aus dem Gaſthofe, die ihm gefolgt war, zu einem Papagei, gleich am Eingange der Bude. Es war ein alter, griesgrämiger Burſch, der mit lauerndem, ingrimmigem Blicke auf ſeiner Stange ſaß, wie eine Gelegenheit abwartend, wo er irgend Jemand die Klauen in die Haare und den Schnabel in den Nacken ſetzen könne. Der gelehrte Profeſſor trug ein feines Stöckchen, mit dem er zu demonſtriren pflegte, während er docirte. Er hatte damit auch nach dem Vogel gezeigt, und das tückiſche Thier ſchien doppelt tückiſch dadurch geworden zu ſein.

Der gelehrte Profeſſor ſah es nicht und fuhr unbefangen in ſeiner Erläuterung fort:

„Es iſt ein ſehr altes Exemplar. Ich ſehe ihm an, daß er ſeine ſiebenzig bis achtzig Jahre zählt. Was wäre der Menſch in ſolchem Alter? Er aber, welche Kraft noch in ſeinen Klauen —" das Stöckchen des Profeſſors zeigte nach den Klauen des Thieres — „in ſeinem Schnabel —" das Stöckchen kam bis dicht an den Schnabel des Vogels „in ſeinen Flügeln —"

Digitized by Google

Dahin kam das Stöckchen nicht mehr.

„Hilfe! Mörder, Mörder!“ ſchrie der Profeſſor, daß man für den Augenblick nichts mehr von dem Toben und Brüllen und Heulen aller der Beſtien hörte.

Der alte Papagei ſaß ihm am Rücken, ſchlug ſeine Krallen in ſeinen Nacken, biß mit ſeinem Schnabel ſich in ſeinen Kopf.

„Urnatur des edlen Thieres!“ rief der Weinreiſende.

Ein derber Peitſchenſchlag eines Wärters befreite den gelehrten Herr von dem boshaften Vogel.

Ein allgemeines Gelächter hatte den gelehrten Profeſſor ſtumm gemacht. Aber auch er hatte ſeine Urnatur, vermöge deren er nur für einen Augenblick ſtumm werden konnte. Er ſchüttelte ſich und dann ſagte er wichtig:

„Ich muß doch nachher mit dem Herrn van Aken ſprechen. Dieſer Peitſchenſchlag des rohen Wärters paßt nicht in das Syſtem. Er muß nothwendig das Thier noch mehr verderben.“

„Den alten Kerl von achtzig Jahren!“ ſagte der freche Weinreiſende. „Der iſt wie ein deutſcher Profeſſor.“

„Aber das Thier,“ bemerkte die ſentimentale Dame, „hätte ohne die Peitſche Sie tödten können.“

„Natürlich, meine Verehrte, weil, wie Sie geſehen haben, das Syſtem hier nicht conſequent durchgeführt

Digitized by Google

wird. — Aber laſſen Sie uns den Unfall vergeſſen; bewundern wir weiter dieſe herrlichen Thiere. Sehen Sie hier dieſen Addax mit den ſpiralartig gewundenen, und dieſen Nanguer mit den ſo ſchön an der Spitze vorwärts gebogenen Hörnern; ſodann dieſen afrikaniſchen Luchs, dieſen hochbeinigen, kleinköpfigen und großohrigen Serval, und vor allen dieſes Prachtſtück eines hellgrauen Pavians, Cynocephalus Hamadryas.“

Der Profeſſor war grau gekleidet und trug einen grauen Bart.

Der grobe Weinreiſende vom Rhein lachte laut, und, es iſt nicht zu leugnen, was in der Nähe ſtand, lachte mit, ausgenommen der Profeſſor ſelbſt und ſeine ſentimentale Dame.

Darauf ſchwieg der Profeſſor eine Zeitlang. Aber nicht der freche Weinreiſende.

Ein Soeſter Gymnaſiaſt ſtand in der Nähe, ein langer, blaſſer Jüngling mit langen Haaren und hohlen Augen.

„Gleich wird ſich die Löwenbraut zeigen,“ verſicherte er ſeinen Nachbarn. „Sie wird eines ihrer Meiſterſtücke produciren.“

„Und worin beſteht das?“ fragte Jemand.

„Sehen Sie die beiden großen Käfige neben einander. In dem einen iſt der große afrikaniſche Löwe, in dem andern ein ungeheures Tigerexemplar. In den Käfig des Löwen wird man nun zugleich den Tiger

Digitized by Google

hineinlaſſen. Zu beiden Thieren wird die Löwenbraut gehen, das ſchwache, zarte Mädchen! Ach, ſie iſt ſo ſchön! Sie wird die Thiere gegen einander hetzen, ſie ſchlagen, ſie ſtoßen, ihnen ein Stück Fleiſch vorhalten, und es wieder fortnehmen, wenn ſie danach greifen wollen; dann wenn beide Thiere wüthend geworden ſind und über einander herfallen, zwiſchen ſie treten, und ſie auseinanderreißen und wieder zur Ruhe bringen. Und bei dem allen iſt ſie völlig unbewaffnet."

„Das wird reizend ſein," ſagte die ſentimentale Berliner Dame, die über den Verluſt ihrer Katze ſo ſchöne Thränen geweint hatte.

„Ach," rief der Gymnaſiaſt aus, „dieſes zarte, feine Weſen! Sie iſt faſt wie ein Hauch."

„Um ſo ſchöner, um ſo äſthetiſcher wird es ſein."

Der Jüngling ſchauderte.

„Madame, finden Sie es nicht entſetzlich, daß das arme Kind zu ſolchen unnatürlichen, halsbrechenden Künſten verurtheilt iſt?"

„Ei, ſentimentaler junger Herr," ſagte der freche Weinreiſende, „wenn Sie das wirklich ſo entſetzlich finden, warum rufen Sie denn nicht die Polizei an, anſtatt daß Sie mit der Abſicht hier ſtehen, dem Greuel mit recht behaglicher Wolluſt zuzuſchauen?"

„Die Polizei bekümmert ſich um ſo etwas nicht."

„Schlecht genug von der Polizei. Aber beruhigen Sie ſich. Ich bin zwar kein Profeſſor der Natur-

Digitized by Google

wissenschaften, ich weiß aber doch, daß die Personen, die zu den Bestien in die Käfige gehen, mit mancherlei Mitteln gegen etwaige plötzliche Anfälle gerüstet sind."

„Diese nicht!" rief der Gymnasiast.

„So wird sie ihre Sachen sonst verstehen." —

Das Gedränge in der Bude hatte sich vermehrt. Die Fütterung der Thiere hatte begonnen; zuerst die der kleinen, der Füchse, Wölfe, Schakals und anderer, mit denen keine Kunststücke zu machen waren. Die der größeren sollte folgen, der Löwen, Tiger, Panther; mit ihnen sollten dann solche halsbrechende Kunststücke gemacht werden, von denen der Gymnasiast geredet hatte; und der Herr van Aken hatte in der That versprochen, daß die Löwenkönigin mit einem ihrer Meisterstücke sich zeigen werde. Nach den Käfigen der größeren Thiere hatte Alles sich hingedrängt.

In dem dichtesten Gedränge stand ein schöner, hoher, junger Mann, in schwarzer Kleidung, eine Menge militärische Orden auf der Brust. Er sah mit einer gewissen Aengstlichkeit bald nach dem Käfige der großen, wilden Thiere, bald in alle Ecken und Winkel des Zuschauerraumes.

Nach einiger Zeit kam zu Reinhold Stein ein sehr ehrbar aussehender älterer Mann. Es war der Narr Claus, der heute bei der nur kurzen Vorstellung unbeschäftigt war. Er schlich leise gebückt durch das

Digitized by Google

Gedränge der Leute, als wenn er von irgend Jemand nicht gesehen sein wollte. Sein Gesicht war etwas verstört.

„Was hast Du, Narr Claus?"

„Sie sind beide da."

„Beide?"

„Der Graf und der Filippo."

„Beisammen?"

„Beisammen, und Sie hatten Recht, Herr Reinhold, das Gesindel geht auf einen furchtbaren Racheplan aus."

„Erzähle."

„Ich sah einen Menschen herumschleichen und lauern, da hinten auf dem zweiten Platze. Die schwarzen, großen Spitzbubenaugen kannte ich; das Andere an ihm nicht. Aber es war doch der Filippo; er trug andere Kleidung und einen großen Backenbart. Ich erkannte ihn dennoch. Als ich zu ihm hinwollte, war er verschwunden. Gleich darauf aber sah ich den Grafen Lenhausen, auch auf dem zweiten Platze. Das mußte mir auffallen. Ich sah ihn mit dem Finger nach der Stelle hinwinken, wo ich vorher den Filippo gesehen hatte; der Bursch mußte mich gesehen und sich dort vor mir hinter Jemand verborgen haben. Ich schlich auf den zweiten Platz. Ich suchte sie dort überall. — In dem Gedränge fand ich sie lange nicht. End-

Digitized by Google

lich ſah ich die Beiden in einer Ecke neben einander ſtehen. Sie flüſterten mit einander. „Gib Du nur wohl Acht,“ hörte ich den Grafen noch ſagen, „und wenn ich Dein Zeichen ſehe —“ In dem Augenblicke ſah mich der Schuft, der Filippo, und im Nu waren ſie mir beide wieder aus den Augen. Ich habe ſie nicht wieder gefunden. Sie wiſſen, Herr Reinhold, der Filippo kennt die Geheimniſſe, durch die der Löwe wüthend zu machen iſt, daß er ſelbſt die kleine Mamſell Franciſca nicht mehr kennen würde.“

Reinhold Stein war leichenblaß geworden, nicht vor Angſt, obſchon ſeine Aengſtlichkeit wol nicht gewichen war; aber vor Zorn, vor Wuth. Seine Augen glühten. Seine Hand war unwillkürlich unter die linke Bruſtſeite ſeines Rockes gefahren; ſie ſchien etwas gefaßt zu haben, was er da, wo er äußerlich die Orden trug, verborgen hatte.

„Bleibe hier,“ ſagte er zu dem Narren, „und ſiehe zu, ob Du die Schurken wiederfinden kannſt. Verlaß aber nicht den Platz. Ich muß zu der Franciſca. Sie hat nur Muth, wenn ſie mich in ihrer Nähe weiß. Und heute hat ſie doppelten Muth nöthig. Sowie ſie in den Käfig getreten iſt und mich nicht mehr ſehen kann, bin ich wieder hier. Dann das Weitere.“

Er verließ den Narren.

Digitized by Google

Auch die größeren und wilderen Bestien hatten meist ihr Futter erhalten; auf gewöhnliche Weise, wie man es in allen wandernden Menagerien zur grauenvollen Belustigung des Publicums sieht. Die Wärter hielten ihnen an eisernen Stangen rohe Fleischstücke hin; wie die Thiere darnach greifen wollten, wurden sie ihnen entrissen, wieder abgezerrt. Das wiederholte mit jedem Thiere sich drei-, viermal, bis die Bestie immer wüthender wurde und lauter und ingrimmiger heulte, brüllte, sprang und tobte, Alles zu zersprengen und zu zerschlagen drohte, um sich biß, schlug und stieß. Zuletzt wurde das Futter ihm überlassen; es fiel mit der doppelten Gier der Wuth und des Hungers darüber her, und nun wurde es auf einmal ruhig. Die Wuth des einen Thieres hatte die der anderen geweckt. Der Wärter ging zu diesen weiter, um das barbarische Spiel von neuem zu beginnen. Die Zuschauer jubelten.

„Es ist groß," sagte der Professor zu seiner verehrten Freundin, „diese Thiere von der vollen, wilden Wuth ihrer edlen Bestialität ergriffen zu sehen! Und doch, was sind sie gegen die ruhige, geistige Kraft des Menschen! Sehen Sie, meine Freundin, das war es, was ich vorhin meinte, als Sie mich eines Paradoxons beschuldigten."

„Ich that das nicht, mein edler Freund."

„Nein, Sie nicht, aber jene vulgäre, ungelehrte

Digitized by Google

Menge, besonders jener Mensch auf der unwissenschaftlichen Reise des Weinverkaufes."

„Stille!" rief es unter den Zuschauern. „Jetzt kommt der afrikanische Löwe und die Löwenkönigin an die Reihe."

Das zarte Mädchen wurde mit der Bestie auf eine Linie gestellt, als wenn sie mit ihr gefüttert werden sollte.

Ein großer afrikanischer Löwe und ein ungeheurer bengalischer Tiger, die beiden größten Exemplare der Menagerie und damals auf dem ganzen europäischen Continente, hatten ihre Käfige unmittelbar neben einander. Beide Käfige hatten nur eine gemeinschaftliche Zwischenwand, mit einer kleinen, schmalen Thür darin. Durch diese wurden die beiden Thiere zusammengelassen, wenn die Löwenkönigin zu ihnen trat, um ihre Kunststücke mit ihnen zu machen. Der Tiger mußte zu dem Löwen kommen, dem Könige der Thiere.

Zu den beiden Käfigen drängte man sich eifriger, ungestümer, dichter.

Mitten im Gedränge stand der Narr Claus, die aufmerksamen Augen nach allen Seiten wendend. Er sah nicht, was er suchte. Er konnte es nicht sehen.

Weit hinter ihm, auf dem zweiten Platze des Zuschauerraums, stand, ihm verborgen, die verkleidete Gestalt des Italieners Filippo, seine falschen Augen unverwandt nach dem Käfige des Löwenund Tigers

Digitized by Google

gerichtet, und nur dann und wann plötzlich nach der Seite blickend, wo ein anderes falsches, lauerndes Auge die seinigen wahrte.

Die Käfige der wilden Thiere standen in langer Reihe, fest und dicht an einander. Hinter ihnen lief eine in Eile für den Gebrauch der wenigen Stunden ohne Sorgfalt zusammengefügte schmale Galerie; sie diente dazu, von hinten in die Käfige der Thiere zu gelangen, die dort ihre Thüren hatten. Sie war daher in einer Höhe mit dem Boden der Käfige.

Auf dieser schmalen Galerie hinter dem Käfige des großen Löwen standen zwei Personen. Ein blasses, junges Mädchen, sehr fein gebaut, mit einem sehr feinen Gesichte, und ein hoher junger Mann, mit einem stolzen Ausdrucke in dem schönen Gesichte.

Mamsell Francisca war phantastisch, abenteuerlich gekleidet. Sie trug einen schwarzen, eng anliegenden, zugeknöpften Spenzer, einen kurzen, kaum bis an die Knöchel reichenden, unten weit abstehenden Rock von hellblauer Seide, mit einem breiten, feuerrothen Rande; um den Hals eine gelbe Cravatte, auf dem schönen, blonden, gescheitelten Haar ein schwarzes Damenreitcasquet, in den weiß behandschuhten Händen eine kleine Reitpeitsche und ein weißes Taschentuch.

War das einfache, bescheidene, sanfte Mädchen zu einem Opfer bestimmt, daß man sie so bunt und grell

Digitized by Google

herausgeputzt hatte? Und zu welchem Opfer? Von wem? —

Reinhold Stein war in seiner einfachen, seine schöne Gestalt hebenden und veredelnden schwarzen Kleidung, die Orden auf der Brust.

Mamsell Francisca sah ungewöhnlich blaß aus. Ihre Blicke waren mit einer auffallenden Aengstlichkeit nach der Thür in dem Käfig des Löwen gerichtet, vor welcher sie unmittelbar stand. Sie horchte gespannt nach dem Zuschauerraume hin. Wie traurig paßte ihr Aussehen zu der bunten Kleidung!

Der junge Mann stand dicht neben ihr. Er sah stolz, aber sehr ernst aus. Er that sich Gewalt an, eine große innere Unruhe zu verbergen. Wenn das Mädchen ihn nicht ansah, ruhten seine Blicke mit einer tiefen Beklommenheit auf ihrer zarten Gestalt.

In dieser Beklommenheit zeigte sich eine süße, eine leidenschaftliche Liebe. Welcher Dämon zwang den jungen Mann, den Gegenstand seiner Liebe in eine solche Lage zu bringen, sie darin zu lassen! In tägliche Todesgefahr, in tägliche Todesangst, jeder Menge zum bunten, grausigen Schauspiel! War es irgend eine unbekannte äußere dämonische Gewalt? War es allein der innere Dämon eines unruhigen, phantastischen, abenteuerlichen Sinnes? Wer konnte es wissen? In dem Manne lagen so viele Widersprüche!

Digitized by Google

„Jetzt!“ rief das Mädchen, wie über einen erschreckenden Laut heftig zusammenfahrend.

In dem Zuschauerraume war es plötzlich still geworden. Man erwartete die Löwenkönigin.

Auch der junge Mann war aufgefahren, aber über den Ausruf des Mädchens und beinahe unwillig.

„Francisca,“ sagte er im Tone eines ernsten und doch milden Vorwurfs, „nimm Dich zusammen. Du zitterst ja; was soll das werden?“

Francisca richtete sich auf wie ein gehorsames Kind.

„Ich fürchte mich ja nicht, Reinhold.“

Aber ihre feinen Lippen zitterten bei den Worten.

„Es wäre auch Thorheit, Francisca. Du hast Dich gewiß geirrt. Wie hätte der Filippo in die Bude kommen können? Jeder von den Leuten kennt ihn.“

„Ich sah ihn deutlich durch jene Ritze zwischen den Käfigen.“

„Du mußt Dich geirrt haben.“

„Und auch den Anderen, den schlechten Menschen aus dem Wirthshause im Gebirge.“

„Deine Phantasie, Francisca —!“

„Nein, nein, sie sprachen mit einander. Und der Filippo kennt jene Geheimnisse.“

„Aber ich bin da, Francisca! In meiner Nähe hast Du noch nie Furcht gezeigt und auch nie Ursache dazu gehabt.“

Digitized by Google

„Es iſt wahr, Reinhold!“

Er hatte ihre Hand genommen. Er drückte ſie zärtlich. Er ſah ihr liebevoll in die Augen.

Sie fiel an ſeine Bruſt.

„Du biſt beruhigt, meine liebe Francisca?“

„Ja!“

Aber in demſelben Augenblicke riß ſie ſich von ihm los.

„Wie unglücklich, wie unglücklich bin ich!“ rief ſie.

Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen.

Reinhold Stein mußte alle Gewalt zuſammennehmen, um völlig ruhig zu ſcheinen. Er nahm einen ernſten, beinahe ſtrengen Ton an.

„Was ſoll das werden, Francisca? Thränen, Zitern, Aufregung? Wenn Du nicht den ruhigſten, den klarſten, den beſonnenſten Muth haſt, ſo biſt Du verloren. Von Deiner Ruhe und Deinem Muthe hängt Dein Leben ab. Kommſt Du zitternd, kommſt Du unruhig, kommſt Du nur befangen, nur mit einem halben anderen Blick wie ſonſt in den Käfig, das ſcharfe Auge der Thiere hat es ſofort bemerkt, Du vermagſt nichts mehr über ſie, ſie zerreißen Dich.“

Das waren wol ſonderbare Worte der Aufrichtung, der Ermunterung. Mußte das arme Kind denn in den Käfig, in dieſem Zuſtande der Angſt, der Leidenſchaft, des Gefühles ihrer unglücklichen Lage? Mußte ſie

Digitized by Google

in die dringende, faſt augenſcheinliche Gefahr, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden?

Reinhold Stein hatte ſeinen Zweck erreicht.

Das Mädchen richtete ſich wieder auf, feſter als das erſte Mal, nicht blos aus Gehorſam, ſondern aus eigener, innerer Willenskraft, und wie in dem klaren Bewußtſein, daß es ſo ſein müſſe, daß es nicht anders ſein könne.

Welche große, hohe Kraft hob das zarte Mädchen? War es die Liebe zu dem jungen Manne, der ihr Alles war, und der ſie dieſer offenen Todesgefahr entgegenführte?

„Sei mir nicht böſe, Reinhold," ſagte ſie, und ſie gab ihm ihre feine Hand und legte ſich wieder an ſeine Bruſt.

Er lächelte einen Augenblick zufrieden, glücklich.

Der Eigenthümer der Menagerie, Herr von Aken, ſprang auf die Galerie, ein kräftiger, behender, lebhafter ſchwarzer Mann, nichts weniger als ein phlegmatiſcher blonder Holländer.

„Voran, Mademoiſelle Franciſca! Man wartet."

„Ich bin bereit, Herr van Aken."

Sie ſchien ſich doch Gewalt anthun zu müſſen, um die Worte mit Ruhe zu ſprechen.

Dem aufmerkſamen Thierbändiger entging das nicht.

„Was iſt Ihnen, Mademoiſelle? Gott verdamme, Sie ſind blaß."

Digitized by Google

Francisca hatte den Riegel an der Thür des Löwenkäfigs angefaßt. Sie wollte ihn zurückschieben, um die Thür zu öffnen und in den Käfig zu treten. Ihre Hand zitterte.

„Halt!“ rief der Herr van Aken. „So gehen Sie in den Tod.“

Er hielt sie zurück.

„Was ist vorgefallen, Mademoiselle?“

„Es ist nichts.“

Sie konnte kaum Athem holen.

„Was ist vorgefallen, Herr Reinhold? Sprechen Sie!“ —

„Ei, zum Teufel, es ist dummes Zeug, Herr van Aken. Sie meint, die falschen Augen des Italieners unter den Zuschauern gesehen zu haben.“

Der Herr van Aken erblaßte.

„Der Filippo! Der Kerl kennt unsere Geheimnisse.“

„Das fürchtet auch die Kleine.“

Das Mädchen hatte ihren Muth wieder gewonnen.

„Ich fürchte nichts!“

„Ah, ich wußte es,“ rief schnell der gewandte Holländer. „Meine kleine Löwenkönigin hat nie Furcht gezeigt.“

Das Mädchen seufzte.

Sollte der Seufzer sagen:

Digitized by Google

„Nie gezeigt, aber deſto öfter dieſe entſetzliche Todesangſt gefühlt!“

Aber ſie zog ihre Handſchuhe feſter und öffnete leiſe, ruhig, ohne das geringſte Zittern die ſchmale Thür des Löwenkäfigs.

„Bravo, Mademoiſelle Franciſca!“ rief Herr van Aken.

„Behalte Muth, mein Mädchen,“ ſagte Reinhold Stein. „Ich bin da.“

Noch einmal erblaßte das junge Mädchen leicht. Dann warf ſie dem Geliebten einen Blick voll Liebe und Muth zu. Dann war ſie in dem Käfig verſchwunden.

Sie war allein mit den wilden Beſtien, wenn nicht der Tod mit ihr da war.

Es war ihr tägliches Geſchäft.

Noch lange?

Reinhold Stein machte dem gepreßten leichtſinnigen Herzen durch einen tiefen Athemzug Luft.

„Gott verdamme,“ ſagte der Herr van Aken. „Es iſt mir wirklich ſo ſonderbar. Wenn nur heute kein Unglück geſchieht!“

„Zum Teufel, ich bin auf Alles gefaßt,“ ſagte Reinhold Stein.

Er ſprach die Worte leiſe, aber mit jener wilden inneren Wuth, die um ſo wilder geworden iſt, je mehr und je länger ſie ſich hat verbergen müſſen, und die

Digitized by Google

noch immer nicht losbrechen darf, und noch immer furchtbarer wächſt.

Er knöpfte ſeinen Oberrock auf. Er zog zwei Piſtolen hervor. Er ſpannte die Hähne. Dann ſteckte er ſie wieder unter den Rock, ſo daß er ſie mit dem erſten Griff faſſen konnte.

„Bleiben Sie hier, Herr van Aken?"

„Ja."

„Sie ſind für alle Fälle geſchützt?"

„Wie immer."

„Gut."

„Wohin wollen Sie, Herr Reinhold?"

„Ich habe heute meinen Poſten da unten. Der Filippo — der andere Schuft —"

Er ging. —

In dem Zuſchauerraume war eine geſpannte Stille eingetreten. Selbſt die Thiere waren ruhig; die meiſten verzehrten ihr Futter.

Die kleine ſchmale Thür hinten in dem Löwenkäfig hatte ſich faſt unhörbar geöffnet.

In dem Käfig erſchien die blaſſe Mademoiſelle Franciſca.

Die Thüre verſchloß ſich hinter ihr.

„Die Löwenbraut, die Löwenkönigin!"

Die Worte durchflogen hundertfach den Zuſchauerraum, leiſe, bewundernd.

Dann herrſchte wieder völlige Stille. Bei Wenigen

Digitized by Google

die Stille des Mitleids für das blasse Mädchen; bei Vielen die der bloßen rohen Neugierde; bei Vielen auch der Angst. Aber wie Viele von diesen waren gerade blos darum da, um sich das Vergnügen dieser Angst zu machen! Waren sie weniger roh, als die Neugierigen?

Mit den Kunststücken, die Mademoiselle Francisca mit dem Löwen und dem Tiger zu machen hatte, sollte die Vorstellung heute geschlossen werden. Auch diese Thiere sollten dann ihr Futter bekommen.

Der Tiger ging in seinem Käfig, seinem engen Kerker, unruhig umher. Als die Fütterung der Thiere begonnen hatte, war auch er mit den anderen in Wuth gerathen. Er hatte gewüthet, bis er müde geworden war. Er war ruhig geworden, um neue Kräfte zum Wüthen zu sammeln.

Anders hatte der Löwe sich benommen. Auch er hatte anfangs einige Unruhe gezeigt. Aber er war nur still und langsam hin- und hergegangen, und nur kurze Zeit. Dann hatte er sich wieder hingelegt und nur selten hob er noch mit einiger Ungeduld den Kopf in die Höhe. Er schien sich bewußt zu sein, daß er mehr sei, als die anderen, daß er mehr Ruhe und Würde an den Tag legen müsse, als die gemeine Masse.

Das schöne, große Thier lag still mit dem mächtigen Haupte auf den breiten Vordertatzen, als das Mädchen eintrat.

Digitized by Google

Er hörte sie. Er erhob den Kopf.

Sie trat zu ihm.

Er sah sich nach ihr um. Er schien prüfend in ihr Auge zu blicken.

Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen freundlich und zutraulich an.

Sein Auge glänzte freudig, stolz.

Dieser kurze Wechsel der Blicke hatte etwas tief Eigenthümliches. Man konnte in der That meinen, eine Braut, ein schwaches, schutzbedürftiges Mädchen zu sehen, das in der Nähe des starken, muthigen Bräutigams sich völlig sicher fühlte, keines Schutzes in der Welt bedürftig war; und dann den Bräutigam, der sich stolz und glücklich fühlte, so der Schutz der liebenden und geliebten Braut zu sein.

Der Löwe erhob sich mit seinem ganzen Körper. Er reichte mit seinem Kopfe bis an ihr Gesicht. Er legte ihn an ihre Brust. Sie legte ihr Hand auf seinen Kopf. Er sah dankbar zu ihr auf.

„Was machst Du, mein braver Löwe?" sagte sie freundlich mit ihrer weichen Stimme.

Er drückte sich fester an sie, als wenn er ihr danken wollte für die freundlichen Worte.

„Leg dich!" sagte sie.

Er legte sich zu ihren Füßen, aber indem er einen einladenden Blick auf sie richtete.

Digitized by Google

Sie ſetzte ſich auf ſeinen Rücken und beugte ihr Geſicht zu ſeinem Kopfe nieder.

Den Löwen ſchien es wie von Wonne zu durchſchauern.

Es war wieder ein eigenthümliches Bild, wie wenn zwei Liebende einander heimliche Liebesworte zuflüſtern. Man hörte ſie nicht, aber man ſah ſie an ihrem Glücke.

„Hm, hm," ſagte der Berliner Profeſſor der Naturwiſſenſchaften zu ſeiner Begleiterin, „wenn es nach den Grundſätzen der Philoſophie möglich wäre, man könnte verſucht ſein, anzunehmen, daß dieſes Thier Vernunft habe."

„Ach, es iſt ein ſo reizend ſchauerliches Bild," ſagte die ſentimentale Dame.

Der Profeſſor aber ſchien auf einmal in eine gelehrte Ekſtaſe zu gerathen.

„Ha, meine Verehrte, welcher erhabene Gedanke taucht da plötzlich in mir auf!"

„Und welcher, mein Freund?"

„Ha, wenn in dieſem Augenblick jenes Thier auf einmal von einer wilden Wuth, von ſeiner ganzen Beſtialität ergriffen würde, und —"

Er hatte wieder mit ſeinem Stöckchen demonſtrirt.

Ein Wärter trat an ihn heran.

„Mein Herr, wollten Sie nicht mit dem Stöck-

chen etwas zurücktreten, der Löwe könnte unruhig werden."

Der Professor sprang erschrocken zurück. Mit ihm die sentimentale Dame.

„Die Stangen des Käfigs sind doch fest?" rief er.

„Sie hätten keine Gefahr, aber die Mademoiselle in dem Käfig."

Der Professor sah den Menschen mit einer unbeschreiblichen Verachtung an.

„Ignorant, das ist es ja eben. Wenn jetzt das Thier plötzlich aufspringen, wüthend würde, sie zerrisse! Es wäre ein noch nie erlebter Genuß. Es wäre ein unendlicher Gewinn für die Wissenschaft. Noch nie hat ein Gelehrter das Glück gehabt, ein wildes Thier in dem Momente des Ueberfalls, des Zerfleischens und Verschlingens eines menschlichen Wesens zu beobachten, seine Bewegungen, seine Mienen, die Wuth seines Blickes, das Lechzen seiner Zunge —"

„Herr, halten Sie Ihr Maul!" herrschte eine zornige Stimme den Professor an.

Der gelehrte Herr sah sich erschrocken um. Er blickte unmittelbar in das ingrimmige Gesicht von Reinhold Stein. Er sprach kein Wort mehr.

Francisca erhob sich von dem Rücken des Löwen. Sie ging zu der kleinen Seitenthür, die den Löwenkäfig mit dem Käfig des Tigers nebenan verband. Die

beiden Thiere sollten jetzt zusammengelassen werden; sie sollten mit einander streiten, kämpfen, gefährlich für sie, gefährlicher für das zarte Mädchen, das allein bei ihnen war.

Auch der Löwe richtete sich auf. Er folgte ihr mit einem gewissen Unwillen. Er stellte sich an ihre Seite.

Das Mädchen war an der Thür stehen geblieben. Sie warf einen raschen, aber durchdringenden Blick in den Zuschauerraum. Sie schien nichts Verdächtiges oder Beunruhigendes wahrzunehmen. Sie sah nachdenklich den Löwen an. Das Thier schien auch diesen Blick zu verstehen. Er stellte sich näher zu ihr. Er sah sie wieder an. Es war, als wenn er ihr sagen wolle: Fürchtest Du Dich vor der bengalischen Katze? Sei sie noch so wild und grausam, ich bin bei Dir, und ich beschütze Dich.

Sie zog den Riegel der Thür zurück. Die Thür sprang auf.

In der nämlichen Secunde wurde aus dem Zuschauerraume ein Gegenstand durch die eisernen Stangen in den Käfig des Tigers geworfen. Es war ein Stück Metall, es schien ein eiserner Nagel zu sein. Er flog an den Kopf des Tigers, dicht unter dem Auge, auf das er vielleicht gezielt war. Er fiel klirrend zu Boden.

„Pfui!“ rief es von allen Seiten in dem Zu-

ſchauerraume. „Was war das? Wer hat das gethan? Wo iſt der Elende?"

Es entſtand ein Tumult, aber nur für kurze Dauer. Niemand hatte die Hand geſehen, die geworfen hatte. Jedermann war geſpannt auf das, was in den Käfigen ſich begeben werde.

Die große, wilde Beſtie ſchnaubte, als ſie den Wurf fühlte. Dann ſtieß ſie ein kurzes, erſchütterndes Geheul aus. Mit dem Geheul ſtürzte ſie durch die Thür, die in demſelben Augenblicke ſich geöffnet hatte, in den Käfig des Löwen.

Das Mädchen hatte von dem hinterliſtigen Wurfe nichts wahrnehmen können. Sie hörte nur einen Fall, dann auf einmal das Schnauben und Heulen des Tigers. Es war ungewöhnlich; ſie wollte ſchnell die kleine Thür wieder zuwerfen. Aber es war zu ſpät. Der wuthglühende Blick des Tigers brannte ſchon an ihren Augen, ſein heißglühender Athem aus dem weit geöffneten Rachen ſchon an ihrem Geſichte.

Das Thier ſtürzte in ſeiner Wuth auf ſie, warf ſie nieder, ſtürzte über ſie hinweg, kehrte mit einem wüthenden Satze wieder um.

In dem ſchwachen Körper des Mädchens lebte ein muthiger Geiſt.

Sie ſprang auf. Sie ſtand ſchon wieder aufrecht, als der Tiger ſich noch ihr umwendete. Sie ſtand ihm

Digitized by Google

feſt gegenüber, ſie blickte ihm zürnend in das Auge, ſie erhob drohend die Peitſche gegen ihn.

Das Thier hielt an, mitten in ſeinem wüthenden Satze. War es die Zucht, die Gewohnheit des Gehorſams vor der drohenden Peitſche? War es irgend eine geheime Kunſt des Mädchens? Oder war es blos der feſte, ruhige, entſchloſſene Blick des menſchlichen Auges?

Das Thier ſtand unentſchloſſen. Es wendete den wüthenden Blick von dem Mädchen; es war, als wenn es ſie nur von der Seite anſehen könne. Der ſchielende Seitenblick traf zugleich das Auge des Löwen.

Der Löwe war nicht von der Seite des Mädchens gewichen. Auch er hatte den Tiger feſt und ruhig angeſehen, aber zugleich herausfordernd.

Dem herausfordernden Blicke des Löwen begegnete der Blick des Tigers. Seine Wuth verdoppelte ſich. Er ſah einen gehaßten, einen herausfordernden Gegner. Er holte aus, auf ihn loszuſtürzen.

Der Löwe richtete ſich auf, den Kampf zu beginnen.

Die Löwenkönigin kannte die Thiere.

Fielen die beiden Beſtien über einander her, ohne daß ſie dazwiſchen trat, und ohne daß es ihr gelang, ſie zu trennen, ſo hörte der Kampf nicht eher auf, als bis eines von ihnen vernichtet war. Dann war aber auch ſie verloren. Die Kampfeswuth der beiden Beſtien konnte ſich nicht ſo ſteigern, daß ſie nicht mit-

Digitized by Google

ten in ihrem Kampfe hätten von einander ablaſſen ſollen, um über ſie, den gemeinſamen Feind, herzufallen, ſobald ſie nur Miene gemacht hätte, ihnen zu entfliehen. Blieb ſie, ſo war ſie ſicher der Preis des Kampfes, die Beute des Siegers. Auch wenn der Löwe ſiegte. Dem wuthentbrannten Thiere, das einmal Blut, das Blut ſeines Gegners geſehen hatte, war jenes Gefühl fremd, das ihr den Namen Löwenbraut verſchafft hatte.

Suchte ſie dagegen die wüthenden Thiere auseinander zu halten, es gelang ihr das aber nicht, ſo war ſie nicht minder gewiß und unrettbar verloren; die beiden Gegner fielen dann zuerſt über ſie her, um nach ihrer Beſeitigung ungeſtört ihren Kampf fortzuſetzen.

Das alles ſah das Mädchen ein; das alles überlegte ſie. Sie hatte ihre Wahl getroffen, ihren Plan gefaßt.

Die muthige Löwenkönigin ſtellte ſich mitten zwiſchen die beiden Thiere.

„Ruhig," ſagte ſie freundlich zu dem Löwen.

„Lege dich, Tiger!" befahl ſie ſtrenge dem wilden Katzenungeheuer.

Der Löwe blieb ruhig. Er ſetzte ſich, wie um ſeinen Gehorſam zu bezeigen, auf ſeine Hinterfüße.

Der Tiger ſchnaubte. Schnaubend öffnete er den Rachen. Er ſtieß wieder jenes kurze, durchdringende Geheul hervor, den Vorläufer, den Ankündiger einer

Digitized by Google

neuen, furchtbareren Wuth. Es war durchdringender, als das erſte Mal.

Dem Geheul folgte eine tiefe Stille.

In dem Zuſchauerraume hätte man eine Nadel können zur Erde fallen hören. Es war, als ob Schreck und Angſt in Aller Adern das Blut erſtarren gemacht habe.

In den Käfigen der übrigen Thiere ſah und hörte man keine Bewegung. Selbſt dorthin ſchien das Geheul der Beſtie Schrecken verbreitet zu haben.

Der Tiger warf glühende Blicke auf den Löwen.

Der Löwe maß den Tiger mit einem Blicke edlen Zornes.

Das Mädchen ſtand erwartend; erwartend wol in Todesangſt, und doch wie eine Statue der Ruhe und Beſonnenheit.

Mitten durch die Stille ertönte auf einmal ein helles, ſchrilles Pfeifen.

Es kam aus dem Zuſchauerraum.

Ein furchtbarer Tumult folgte.

Nicht in dem Raume der Zuſchauer.

Dort ſagte nur der Profeſſor leiſe zu ſeiner ſentimentalen Begleiterin:

„Ha! Jetzt, jetzt wird er über ſie herfallen! Sehen Sie! Es iſt kein Zweifel, es iſt um ſie geſchehen.“

„Aber muß ſie denn da ſterben, das arme Kind!“ fragte doch mit einigem Mitleiden die Dame.

Digitized by Google

„Eine tragiſche Nothwendigkeit liegt allerdings für ihren Tod nicht vor. Indeſſen für die Wiſſenſchaft wäre es immerhin ein Gewinn.“

Bis auf dieſe leiſe Unterredung blieb es ſtill unter den Zuſchauern, todtenſtill.

Das Pfeifen war von dem falſchen Italienergeſichte ausgegangen.

Der Italiener war wie ein Aal in der Menge verſchwunden, bevor der Ton noch ausgeklungen hatte.

Fünf Schritte von ihm entfernt ſtand der Graf Lenhauſen.

Er blieb ruhig ſtehen, den erwartenden Blick auf die Käfige der Thiere gerichtet.

Drei Schritte hinter dem Grafen ſtand Reinhold Stein, von dem Grafen nicht geſehen, leichenblaß, mit der rechten Hand etwas krampfhaft auf ſeiner Bruſt unter dem Rocke haltend, mit den vor fürchterlicher Angſt faſt verlöſchenden Augen nach dem Käfige des Löwen ſtarrend, auf jedes Geräuſch, auf jede Bewegung lauernd, den eigenen Athem anhaltend, als wenn er ſicher erkenne, die geringſte Bewegung, das leiſeſte Geräuſch, komme es, woher es wolle, müſſe in dieſem Augenblicke das für ihn theuerſte Leben dem gewiſſen entſetzlichen Tode überliefern.

In dem Käfige des Löwen war der Tumult entſtanden.

Der Löwe war aufgeſprungen, als er den gellen-

Digitized by Google

den Ton hörte, mit einem ungeheuren Satze, mit einem wilden Gebrüll. Gerade jener Ton war es, der ihn jedesmal in eine unbeschreibliche Wuth versetzte. —

Das wüthende Thier flog an die Stangen seines Käfigs. Es wollte sie zerbrechen, zerreißen. Es wollte in den Zuschauerraum stürzen, dorthin, woher der Ton kam.

Die Wuth des Löwen weckte von neuem die Wuth des Tigers. Die Bestie wollte von hinten über den edlen Gegner herfallen.

Das blasse, schwache Mädchen stand zwischen den beiden Thieren; allein, ohne Schutz, ohne Waffen. Ihre Peitsche war ein kleines, elendes Spielzeug. Aber sie verlor ihren Muth, ihre Geistesgegenwart nicht. Mit drohender Geberde ergriff sie den Tiger im Nacken.

„Fort!" rief sie ihm zu.

Sie schleppte ihn zu seinem Käfig.

Das überraschte Thier leistete keinen Widerstand. Es ließ sich schleppen. Es ging in seinen Käfig.

Hinter ihm verriegelte sie die Thür.

Der Löwe war von den eisernen Stangen zurückgesprungen. Sein Auge war rothglühend. Sein offener Rachen war noch glühender. Er stürzte wild auf das Mädchen zu.

Sie wich nicht vor ihm. Sie konnte nicht mehr weichen.

Digitized by Google

Aber ſie legte die Hand auf ſeinen Kopf. Sie blickte ihm in das wüthende Auge. Sie ſah ruhig, bittend, vertrauend hinein.

Der Löwe ſtand ſtill. Er ſchlug die Augen nieder. Seine ganze Geſtalt beugte ſich, beſchämt, unterwürfig, demüthig.

Sie legte ihr Geſicht an ſeine Stirne. Ihre Kraft war gebrochen. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Sie ſchwankte aus dem Käfig. Draußen fiel ſie ohnmächtig in die Arme des Herrn van Aken.

Der Löwe legte ſich traurig in eine Ecke ſeines Käfigs.

In dem Zuſchauerraume aber wurde auf einmal eine Stimme laut.

„Jetzt, Hund!“ rief die Stimme.

Ein Schuß fiel.

Reinhold Stein, der wilde, leidenſchaftliche Menſch, hatte ſeine Wuth, dieſe fürchterliche, ſo lange niedergekämpfte Wuth, als er die Geliebte gerettet ſah, nicht länger zurückhalten können.

Der Graf Karl von Lenhauſen wälzte ſich vor ihm in ſeinem Blute.

In dem allgemeinen Tumulte, der ſich erhob, verließ Reinhold Stein unbeachtet das Zelt.

Die Vorſtellung war zu Ende.

„Für die Wiſſenſchaft iſt das alles ein unerſetzlicher Verluſt,“ ſagte der Berliner Profeſſor.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Menschenkämpfe.

Das Dörfchen Opmünden liegt etwa eine halbe Meile südöstlich von der alten Stadt Soest entfernt. Es lehnt sich an einen der letzten Ausläufer des Hardtgebirges an, jenes langen Bergzuges, der, zu und an der Ruhr sich hinziehend, dort den gebirgigen und den ebenen Theil Westfalens scheidet. In jener Gegend führt er den Namen der Haarstrang, später unten heißt er der Arbey.

Ungefähr eine Viertelstunde östlich von dem Dorfe Opmünden befindet sich eine kleine Wiese. Sie ist rings von Gebüsch umschlossen; links stößt sie an ein Eichenwäldchen.

Zu diesem Wiesengrunde hatte der Dorfschulmeister und Premier-Lieutenant Hakebrod seine Begleitung aus dem Hotel Overweg zu Soest geführt. Aber es waren nur die beiden Garde-Officiere und der Arzt, den sie mitgebracht hatten, ein Militärarzt aus Münster.

Digitized by Google

Weder der französische Oberst Graf Durand, noch der Graf Lenhausen waren da.

Aber auch Reinhold Stein fehlte.

Das Wetter war hell und klar geblieben. Die Sonne stand schon hoch am Himmel.

Der Schulmeister und die beiden Garde-Officiere lagen am Rande der Wiese unter dem Schatten der mächtigen Bäume des Eichenwäldchens. Sie lagen dort sehr unscheinbar und unbefangen. Man konnte sie für Fußreisende halten, die von einem tüchtigen Morgenmarsch ausruhten.

Etwas weiter in den Wald hinein, von den Bäumen verdeckt, befand sich der Duell-Apparat.

Hinter einem dicken Eichenstamme hatte der Arzt sein Verbandzeug ausgebreitet. Bandagen, Pflaster, Messer und Scheeren lagen in großer Ordnung auf dem grünen Moose.

Dicht daneben standen mehrere elegante Mahagonikästchen. Die Deckel waren geöffnet; man sah in jedem zwei Paar Pistolen. Kleine Lederbeutel mit Pulver und Kugeln lagen daneben.

Es war Alles so geordnet, um, wenn Jemand zufällig vorbeikommen sollte, nicht das geringste Verdächtige blicken zu lassen. Selbst der Entdeckung durch ein nachforschendes Auge konnte man entgehen; an dem Fuße der Eiche lagen mehrere Militärmäntel, mit denen man schnell den ganzen verrätherischen Apparat be-

Digitized by Google

decken konnte. Darum wol hielt auch dort, entfernt von den Anderen, der Arzt ſich auf.

Die Wagen, in denen man gekommen war, waren auf die andere Seite des Wäldchens geſchickt. Sie waren nahe genug, daß ſie ſofort herbeigerufen werden konnten.

Die beiden Garde-Officiere waren etwas verdrießlich. Der Schulmeiſter Hakebrod ſah halb verlegen, halb mißmuthig vor ſich hin.

Der Graf Borſewiz ſah auf ſeine Uhr.

„Schon drei Viertel auf elf," ſagte er.

„Wir haben doch heute nicht den erſten April," ſagte der Graf Morſewiz.

Der Dorfſchulmeiſter wollte auf die Bemerkungen etwas erwidern. Er zog es vor, zu ſchweigen.

„Eine Viertelſtunde geht nach der anderen dahin."

„Wir warten bis elf, Borſewiz, und dann haſt Du mehr gethan, als Deine Ehre von Dir fordert."

„Es iſt wenigſtens unverantwortlich, einen ſo lange warten zu laſſen."

Der Dorfſchulmeiſter glaubte nicht länger mehr ſchweigen zu dürfen.

„Meine Herren," ſagte er mit ſeinem trockenen, aber entſchiedenen Ernſt, „den gewöhnlichen Geſetzen der conventionellen Ehre hätten Sie vollkommen Genüge geleiſtet, wenn Sie auf der Stelle aufbrächen.

Digitized by Google

Aber ich glaube, Ihre eigene, innere Ehre würde Ihnen dann doch einigen ſchweren Vorwurf machen.“

Die Officiere fühlten ſich überraſcht durch den Einwurf.

Der Graf Morſewiz hatte weiter darüber nachgedacht.

„Kamerad,“ hob er an —.

„Nennen Sie mich beim Namen, wenn ich bitten darf,“ unterbrach ihn der Schulmeiſter. „Es iſt das natürlicher für Sie und auch für mich. Mit dem Worte Kamerad wird ohnehin Mißbrauch genug getrieben. Es hat mich immer geſtoßen, wenn ein General herablaſſend zu mir Kamerad ſagte, und ich ehrerbietig erwidern mußte: Zu Befehl, Eure Excellenz. — Andererſeits,“ ſetzte der grobe Schulmeiſter hinzu, „war es mir aber auch nicht ganz recht, wenn ich als Premier-Lieutenant zu meinen Seconde-Lieutenants der Sitte gemäß Kamerad ſagen mußte; nicht weil ich mich zu erhaben dünkte, aber weil ſie derſelben Sitte gemäß Herr Premier-Lieutenant ſagen mußten.“

Die beiden Garde-Officiere waren Seconde-Lieutenants.

Der Graf Morſewiz fuhr indeſſen fort:

„Ich wollte mir eine Frage an Sie erlauben. Sie ſind ein Mann, der nachgedacht hat, der nachzudenken gewohnt iſt. Sie haben gewiß auch über das

Digitized by Google

Duell nachgedacht, und namentlich in früherer Zeit ohne alles Standesvorurtheil darüber nachdenken können. Welche Ansicht haben Sie davon?"

Der ernste Schulmeister lächelte.

„Sie scheinen mich also nicht als ehemaligen Officier, sondern als Dorfschulmeister zu fragen?"

„Als Beides. Gerade diese Doppelstellung als Soldat und Lehrer muß Ihnen eine richtige, wenigstens eine eigenthümliche Ansicht von der Sache beigebracht haben."

„Nothwendig wol nicht. Ich könnte meine besondere Ansicht als Soldat und wieder eine andere als Schulmeister haben. So war es auch. Indeß habe ich später beide mit einander verschmolzen, und wenn ich auch nicht Officier gewesen wäre, ich würde heute meinem Freunde secundiren, vorausgesetzt, daß Sie, meine Herren, mich alsdann angenommen hätten."

Er sah die beiden „Kameraden" fragend an.

Sie hielten für gut, nicht aufzublicken.

Auf eine andere Frage mußten sie indeß antworten. Er fuhr fort:

„Welche Ansicht haben Sie über den Selbstmord?"

„Ich halte ihn für ein Verbrechen," antwortete rasch der Graf Morsewiz.

„Gewiß," bestätigte der Graf Borsewiz.

„Auch ich," sagte der Schulmeister. „Und ich finde

Digitized by Google

auch in jedem Verbrechen, nicht blos, weil das geſchriebene Geſetz es ſo ausgeſprochen hat, ſondern nach den unabweislichen Forderungen der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit, eine ſtrafbare Handlung. Aber nicht jedes Verbrechen iſt zugleich eine ehrloſe, eine entehrende, eine verächtliche Handlung. So kann man auch den Selbſtmörder bedauern, verdammen; aber noch nie habe ich gehört, daß man Jemand darum, weil er ſich das Leben genommen hat oder hat nehmen wollen, verächtlich gefunden, verachtet habe."

„Und ähnlich denken Sie vom Duelle?" fragte der Graf Morſewiz.

Aber raſch rief der Graf Borſewiz:

„Still, ich höre Pferde."

Man lauſchte. Man hörte in der That den Trab von Pferden.

„Wer mag da kommen?"

„Hoffentlich unſer Gegner."

Der Schulmeiſter ſchüttelte den Kopf.

„Reinhold Stein käme allein; das ſind mehrere Pferde."

„Der Graf Durand mit ſeinem Secundanten vielleicht?"

„Er hatte einen Wagen."

„Zum Teufel, wir ſind doch nicht verrathen? Jener Landrath! Auf Wiederſehen! ſagte er."

„Haſt Du wieder Einbildungen, Borſewiz?"

Digitized by Google

„Aber ſo ſieh. Verdammt! Was nun?“

„Nur ganz ruhig, meine Herren,“ ermahnte der Dorfſchulmeiſter.

Zwei Gendarmen erſchienen in dem Wege, der durch das Gebüſch in die Wieſe führte. Sie machten am Eingange der Wieſe Halt. Sie überblickten den Grund, ſprachen einige Worte mit einander und ſprengten im Galopp zu den Ruhenden unter den Eichen.

Der Wundarzt hatte ſchnell die Mäntel über Waffen und Verbindzeug geworfen. Er ſaß daneben, wie ein Diener, welcher die Reiſevorräthe und Reiſeeffecten ſeiner Herrſchaft bewacht.

Die beiden Garde-Officiere ſtreckten ſich in dem Waldſchatten behaglicher aus. Der Dorfſchulmeiſter ſah ernſt und ruhig vor ſich hin.

Die Gendarmen erreichten die Gruppe; ſie hielten ihre Pferde an. Sie warfen ſcharfe, prüfende Blicke auf die drei Männer. Sie wurden höflich.

„Entſchuldigen Sie, meine Herren, ſind Sie ſchon lange hier?“

„Seit etwa drei Viertelſtunden,“ antwortete der Graf Morſewiz.

„Sind Sie immer allein geweſen?“

„So wie wir jetzt ſind.“

„Haben Sie auch Niemand hier vorbeipaſſiren geſehen?“

Digitized by Google

„Nein. — Suchen Sie Jemand?"

„Zwei Perſonen."

„Hier?"

„Allerdings."

„Dürfen Sie uns die Perſonen näher beſchreiben?"

Der Gendarm, der das Wort führte, ſann nach.

„Sie haben alſo Niemand geſehen?"

„Wie geſagt, nein."

Der Gendarm wollte wieder aufbrechen.

Sein Kamerad — beide waren wirklich Kameraden — hatte unterdeß mißtrauiſche Blicke in den Wald geworfen, dorthin, wo der Wundarzt mit den Waffen und ſeinen Scheeren und Meſſern und Pflaſtern und Binden ſaß.

„Wer befindet ſich denn dort noch?" fragte er.

„Unſer Diener, wie Sie ſehen."

„Und was führt er bei ſich?"

„Unſere Sachen."

Aber der Blick des Gendarmen wurde mißtrauiſcher. Er ritt an ſeinen Kameraden heran und flüſterte ihm etwas ins Ohr. Man glaubte in ſeinen Mienen, wie an der Bewegung ſeiner Lippen zu ſehen, wie er ſagte, man könne nicht wiſſen, was unter den Mänteln verborgen ſei; das ſei verdächtig; man müſſe doch einmal nachſehen.

Der andere Gendarm ſah dagegen nach den unverdächtigen Geſichtern der drei Männer.

Digitized by Google

Indeß nahte er doch diesen wieder.

„Darf ich fragen, woher die Herren kommen?"

„Sie trauen uns nicht," rief schnell entschlossen der Graf Morsewiz. „Hier, lesen Sie."

Er zog einen Paß hervor und hielt ihn den Gendarmen hin.

„Ah, ich bitte um Entschuldigung, Herr Graf. Wir mußten unsere Pflicht thun. Jetzt können wir Ihnen auch sagen, wen wir suchen. Es ist ein ehemaliger französischer Officier mit einem Begleiter; er wird mit geheimen Steckbriefen verfolgt. Es muß viel daran gelegen sein, ihn zu ergreifen. Was er verbrochen hat, wissen wir nicht."

Die preußischen Gendarmen waren bekanntlich zu jener Zeit ein musterhaftes Corps, auch in Beziehung auf Höflichkeit.

Die beiden Gendarmen ritten weiter.

„Nun," sagte der Graf Morsewiz zu seinem Freunde, „bist Du endlich von Deinen Einbildungen geheilt?"

„Uns sucht man allerdings nicht. Aber wen?"

„Was kümmert es uns?"

„Aber alle Wetter" — der Graf Borsewiz hatte wieder auf seine Uhr gesehen — „jetzt ist es elf durch, schon beinahe ein Viertel."

„Und horch, wieder Pferdegalopp."

Man hörte wieder Pferdegalopp, in jener näm-

Digitized by Google

lichen Richtung, aus welcher die Gendarmen gekommen waren, in der Richtung von Soeſt.

„Es iſt nur Ein Pferd.“

„Es wird endlich unſer Gegner ſein.“

„Wenn er nur nicht ſo wild jagte! Die Gendarmen ſind noch nicht weit; ſie können ihn hören.“

Der Galopp des Pferdes erreichte den Wieſengrund, flog in dieſen hinein.

Reinhold Stein ſprang aus dem Sattel. Er band das Pferd an einen Baum und ging auf die Gruppe zu, die auf ihn wartete.

Sein Geſicht war mit Todtenbläſſe bedeckt. Sein Schritt wankte.

„Hakebrod!“ rief er.

Seine Stimme zitterte.

Der Schulmeiſter nahte ſich ihm.

„Was fehlt Dir, Reinhold?“

„Nichts. Iſt Alles bereit?“

„Bereit wohl, mein Freund, aber ſo kannſt Du Dich nicht ſchlagen.“

„Du biſt ein Narr.“

„Du ſiehſt aus wie eine Leiche. Du kannſt Dich nicht gerade halten. Was haſt Du?“

„Mach voran. Ich muß noch Einen über den Haufen ſchießen. Noch den Dritten. Wenn der wilde Löwe Blut ſieht!“

Digitized by Google

„Aber um Gottes willen, Menſch, lieber Reinhold, was haſt Du? Was haſt Du gemacht?“

Reinhold Stein lachte, wild, mit verzerrtem Geſichte.

„Was ich gemacht habe? Was will ich hier machen?“

Dann wurde er wieder ernſt.

„Wo iſt der Franzoſe? Ich ſehe ihn noch nicht hier.“

„Wir erwarten ihn noch. Aber Du, Reinhold —“

„Schweige von mir. Mach voran, raſch, oder ich ſchlage mich ohne Secundanten.“

Er richtete ſich auf. Sein Geſicht blieb mit der Bläſſe des Todes überzogen. Aber ſeine Haltung war wieder feſt, und ſeine Augen ſprühten dunkle, wilde Flammen.

„Sollte der Menſch ſo feige ſein?“ hatte der Graf Morſewiz ſeinem Freunde zugeflüſtert.

„Er ſieht wenigſtens ſonderbar genug aus.“

„Nein, nein, das iſt keine Feigheit. Aber —“

„Aber?“

„Aber er ſieht aus wie ein Mörder. Er hat etwas Fürchterliches verübt. Wir ſollten das Duell heute ausſetzen.“

„Biſt Du wahnſinnig, Morſewiz?“

„Bei Gott!“

„Meine Herren, wenn es Ihnen gefällig wäre,“ ſagte der Dorfſchulmeiſter.

Digitized by Google

Er hatte noch einen beſorgten, bekümmerten, bittenden Blick auf den Freund geworfen.

„Fort!“ hatte Reinhold Stein ihm zugeherrſcht.

Er ſchien den wilden Menſchen zu kennen. Er hatte in mancher Schlacht an ſeiner Seite gefochten, an der Seite des bravſten, aber auch des leidenſchaftlichſten Herzens.

Er begann mit ſchwerem Herzen ſein ſchweres Geſchäft.

„Meſſen wir zuerſt Menſur und Barrière ab,“ ſagte der Graf Morſewiz.

Die beiden Duellanten traten, von einander entfernt, unter die Bäume zurück.

Der Arzt legte ſein Verbandzeug wieder zurecht.

Die beiden Secundanten maßen auf dem Wieſengrunde den Kampfplatz ab.

„Die Menſur fünfzehn Schritte,“ ſagte der Graf Morſewiz.

„Die Sonne zur Seite,“ bemerkte der Dorfſchulmeiſter.

Es wurde ein grüner Eichenzweig in die Erde geſteckt. Von ihm gingen beide Secundanten aus, neben einander, in gleichmäßigem Schritt. Mit dem fünfzehnten Schritt machten ſie Halt. Ein zweiter Eichenzweig wurde in die Erde geſteckt.

Die Menſur war abgemeſſen.

Digitized by Google

„Jetzt die Barrière! Fünf Schritte!“

Sie gingen zurück von dem zweiten Zweige, in der Richtung zu dem ersten. Nach fünf Schritten wurde ein dritter Zweig in die Erde gesteckt; nach fünf weiteren ein vierter.

So war auch die Barrière abgemessen.

Sie maßen dann nochmals Alles nach. Jeder allein, Jeder in anderer Richtung gehend. Vier grüne Zweige standen in der Erde, in einer geraden Linie. Zwischen jedem Zweige war ein Zwischenraum von fünf Schritten.

Mensur und Barrière waren in Ordnung.

„Die Waffen!“

Die beiden Secundanten gingen unter die Bäume. Jeder nahm aus einem der Mahagonykästchen ein Paar Pistolen. Der Graf Morsewiz übergab die seinigen dem Schulmeister, der Schulmeister die seinigen dem Grafen. Jeder prüfte genau die ihm übergebenen, Hahn, Pfanne, Lauf. Keiner hatte etwas auszusetzen.

Die Säckchen mit dem Pulver und den Kugeln wurden genommen. Jeder lud die ihm übergebenen Pistolen. Das abgemessene Pulver, die Kugel waren jedesmal vorher dem Andern vorgewiesen.

Die Waffen wurden gegenseitig zurückgegeben.

„Loosen wir, mit welchen Waffen zuerst geschossen wird.“

Digitized by Google

„Womit werden wir looſen?“ fragte der Schulmeiſter.

„Ah, ich hatte nicht daran gedacht. Womit?“

„Hier ſind Würfel! Nur voran!“ rief Reinhold Stein, ungeduldig drängend, und doch lachend über die Würfel, die heute eine ſolche Beſtimmung haben ſollten.

Man konnte ihn nur mit einem unwillkürlichen Schaudern anſehen, dieſen leichenblaſſen Menſchen, mit den glühenden Augen und dem höhniſchen Lachen.

Der Dorfſchulmeiſter nahm ſchweigend die Würfel von ihm in Empfang. Er bot ſie dem Grafen Morſewiz an, der als Secundant des Beleidigten den erſten Wurf hatte.

Der Graf nahm ſie nach kurzem Bedenken.

„Wolan, wer die meiſten Augen wirft, mit deſſen Waffen wird zuerſt geſchoſſen. Der Gegner nimmt aus ihnen ſein Gewehr zuerſt.“

„So ſei es.“

Der Graf warf zwölf Augen.

Der Schulmeiſter warf nur zehn.

„Unſere Waffen kommen zuerſt,“ ſagte der Graf. „Nehmen Sie eine.“

Der Schulmeiſter nahm eines von den Piſtolen des Grafen.

Der Graf nahm das zweite.

„Wenn ich bitten darf,“ ſagte der Graf zu den beiden Duellanten.

Digitized by Google

Reinhold Stein und der Graf Borſewiz traten aus dem Wäldchen hervor, Jeder zu ſeinem Secundanten.

Die Secundanten gaben Jedem von ihnen das ausgeſuchte Piſtol.

„Ich habe das Commando," ſagte der Graf Morſewiz.

„So iſt es ausgemacht."

„Bevor ich commandire, einige Bemerkungen."

„Sprechen Sie."

„Sobald ich: Los! commandirt habe, hat jeder der Duellanten das Recht, ſofort zu ſchießen, mit oder ohne Zielen. Sind Sie einverſtanden?"

„Einverſtanden."

„Vor dem Commando darf nicht gezielt werden."

„So iſt es die Regel."

„Jeder kann ſchießen ſchon auf ſeinem Platze, oder indem er vorrückt."

„Richtig."

„Jeder kann nur bis an ſeine innere Barrière vorangehen."

„So iſt es ausgemacht."

„Wer aber geſchoſſen hat, muß bis an ſeine Barrière gehen."

„Das iſt in Ordnung."

„Gleichviel, ob er ſeinen Gegner getroffen hat oder nicht."

Digitized by Google

„Richtig.“

„Der getroffene Gegner, wenn er ſich nicht mehr aufrecht halten kann, hat das Recht, ſich von ſeinem Secundanten halten zu laſſen, bis auch er geſchoſſen hat; nur nicht den Arm.“

„Zugeſtanden.“

„Verſagung des Piſtols wird nicht für einen Schuß gerechnet.“

„Einverſtanden.“

„Wolan denn, meine Herren, auf die Menſur!“

Der Dorfſchulmeiſter Andreas Hakebrod trat vor.

„Jetzt bitte ich noch um ein paar Bemerkungen.“

„Hätte ich etwas vergeſſen?“

„Die Hauptſache. Ich habe mehrmals die traurige Pflicht des Secundirens gehabt. Ich würde ſie nie zugleich als eine ehrenvolle angeſehen haben, wenn ich nicht auch meine Pflicht, die ſtreitenden Theile zu verſöhnen, erkannt hätte und ihr mit allen meinen Kräften nachgekommen wäre.

Reinhold Stein ſah ſeinen Freund finſter an.

„Hier brauchſt Du Dir keine Mühe zu geben.“

Aber der Schulmeiſter antwortete ihm ſehr entſchieden:

„Du ſchweigſt, Reinhold. Es handelt ſich um meine Pflicht, über ſie habe ich allein zu beſtimmen.“

Reinhold Stein ſchwieg widerwillig, trotzig. Zu-

Digitized by Google

gleich warf er einen höhnenden Blick auf ſeinen Gegner.

„Ich kenne die Veranlaſſung dieſes Duells nicht,“ fuhr der Schulmeiſter fort. „Ich weiß nur, daß mein Duellant der Beleidiger iſt. Um ſo unparteiiſcher erſcheint meine Mahnung zur Sühne. Reinhold iſt ein edles Herz; der Herr Graf Borſewiz erſcheint mir als ein Mann von Ehre. Darf ich zunächſt bitten, die Veranlaſſung des Duells mitzutheilen?“

Der Graf Borſewiz ſowohl, wie ſein Freund, hatten jenen höhnenden Blick ihres Gegners geſehen. Schon damit allein war beinahe die Unmöglichkeit einer Ausſöhnung gegeben.

„Mein Duellant iſt der Beleidigte,“ ſagte der Graf Morſewiz kalt. „Will der Ihrige ſeine Beleidigung zurücknehmen, ſo haben wir Satisfaction.“

Reinhold Stein lachte laut.

„Zu einer Verſöhnung müſſen beide Theile ſich entgegenkommen,“ ſagte der Schulmeiſter.

„Der Beleidiger beginne,“ ſagte der Graf.

„Zum Teufel,“ rief Reinhold Stein heftig, „ich muß Blut ſehen, ich muß. Iſt es nun genug?“

„Reinhold — !“

„Mein Herr, Sie ſehen, Ihre gutgemeinte Mühe iſt vergebens.“

Der Schulmeiſter trat traurig zurück.

Digitized by Google

„Auf die Menſur, meine Herren!“ commandirte noch einmal der Graf Morſewiz.

Jeder der beiden Duellanten ſpannte den Hahn ſeiner Waffe. Dann traten ſie auf die Menſur, einander gegenüber, jeder an einen der beiden äußeren Eichenzweige.

Zwiſchen den friſchen, grünen Reiſern ſollte für Einen von ihnen der Tod liegen. Vielleicht für Beide; der Zufall ſpielt oft wunderbar, auch mit dem Tode.

Der Graf Morſewiz trat völlig ruhig und gefaßt vor. Sein Geſicht war ernſt, aber es zeigte kaum eine Spur einer ungewöhnlichen Spannung. Selbſt der ſtolzeſte Edelmann von altem, reinem weſtfäliſchen Blute hätte es an dem Officier aus dem „preußiſchen Officiersadel“ anerkennen müſſen.

Reinhold Stein war leichenblaß geblieben wie vorher. Seine Mundwinkel zuckten heftig. Im Uebrigen war er äußerlich vollkommen ruhig. Furcht verriethen jene Bläſſe und dieſes Zucken nicht. Aber Ingrimm, Wuth, Schmerz, eine furchtbare Verzweiflung. Er war ein Mörder; er hatte in dieſem Bewußtſein Alles verloren. Franciſca, dieſes Weſen, das er über Alles liebte, lebte noch; aber nicht mehr für den Mörder. Hatte er Alles verloren, ſo wollte er ſelbſt verloren ſein. Aber vorher wollte der wilde, der unbändige, der wüthende, in ſeiner Wuth unbändige

Digitized by Google

Menſch noch vernichten, was er vernichten konnte. Das war wol ſein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Seine Augen brannten heiß, trocken. Hätte er weinen können, hätte er nur eine einzige Thräne gehabt, es wäre anders geweſen. Aber er war in ſeinem Schmerze und in ſeiner Wuth zu feſt, zu hart.

Die beiden Secundanten ſtellten ſich übers Kreuz zu den Seiten der Duellanten.

„Sind die Herren fertig?“ fragte der Graf Morſewiz.

„Fertig,“ antwortete der Gegenſecundant.

Der Graf Morſewiz machte eine Pauſe. Ihm ſelbſt ſchien das Herz zu klopfen.

„Los!“ commandirte er dann mit lauter Stimme.

In demſelben Augenblicke hielt jeder der beiden Duellanten Arm und Waffe wagerecht, in der Richtung auf die Bruſt des Gegners.

Sie zielten mit ruhiger, feſter Hand, mit ſicherem Auge.

So avancirten ſie, langſam, Schritt vor Schritt.

Auf dem halben Wege zu der Barrière blieben ſie beide ſtehen, wie auf Verabredung, jeder ſchärfer zielend, jeder bereit, im Moment loszudrücken.

Der Graf Morſewiz ſchoß. Seine Kugel hatte gefehlt.

Reinhold Stein ſtand unverſehrt.

Reinhold Stein avancirte weiter, dem Feinde ent-

Digitized by Google

gegen, langſam, feſt, ſicher, wie vorher; ſo ging er bis an ſeine Barrière.

Der Graf Borſewiz war auf dem Platze ſtehen geblieben, auf dem er geſchoſſen hatte; nur unwillkürlich.

Reinhold Stein ſah ſeinen Secundanten an, auf den Grafen zeigend.

Der Graf Borſewiz ſah den Blick. Raſch und ſtolz trat er hart an den grünen Eichenzweig, der ſeine Barrière bildete.

Die beiden Gegner ſtanden einander gegenüber, nur durch die kurze Spanne von fünf Schritten getrennt.

Der Graf Borſewiz feſt das furchtloſe Auge auf das heiß brennende Auge des Gegners gerichtet.

Wollte keine Thräne dieſes heiße Auge befeuchten?

Einen Augenblick ſchien in jenen wilden Sturm, der in ihm tobte, ein Gedanke zu treten. Trat nur ein einziger klarer Gedanke hinein, er mußte ein menſchliches Gefühl erzeugen, und dann die lindernde menſchliche Thräne.

Aber ſein Geſicht wurde bläſſer, ſeine Lippen zuckten heftiger.

Er zielte ſchärfer nach der Bruſt des Grafen.

Sein Arm begann leiſe zu zittern, wol von dem langen wagerechten feſten Halten.

Er bog den linken Arm vor. Auf dieſen, der

Digitized by Google

nicht zitterte, legte er das Piſtol. So zielte er von neuem, ſcharf, feſt.

Der Secundant des Grafen Borſewiz erbleichte.

„Gute Nacht, braver Freund!“ ſagte er leiſe, mit bebender Stimme.

Dann wendete er ſich ab, um den Mord nicht zu ſehen, den er nach den Geſetzen der Ehre nicht hindern durfte.

Der Graf Borſewiz zuckte nicht.

Reinhold Stein drückte ſein Piſtol ab.

Das Pulver brannte von der Pfanne. Aber der Schuß war nicht losgegangen.

Reinhold Stein ſtieß einen wilden Fluch aus. Er wollte das Piſtol von ſich ſchleudern. Er beſann ſich.

„Pulver, Andreas!“ rief er. „Neues Pulver!“

Er hielt wüthend ſeinem Secundanten das Piſtol hin. Aber der Graf Morſewiz trat dazwiſchen.

„Halt, das Pulver war abgebrannt. Der Gang iſt zu Ende.“

„Sind Sie toll? War das abgemacht?“ rief Reinhold Stein

„Herr, nicht Sie, nur Ihr Secundant hat hier zu ſprechen.“

„Sprich, Andreas. Wahre mein Recht. Das Abbrennen des Pulvers iſt Verſagen. Ich habe den Schuß.“

Digitized by Google

Der Dorfschulmeister trat mit seiner ruhigen Entschiedenheit vor.

„Das Abbrennen des Pulvers ist nicht Versagen. Der Gang ist zu Ende. Es muß ein neuer Gang gemacht werden."

„Neue Waffen denn!"

Unmittelbar neben dem Kampfplatze lag das zweite Paar der geladenen Pistolen, für einen zweiten Gang bestimmt.

Die beiden Secundanten gingen, sie zu nehmen.

In diesem Augenblicke hörte man wieder hinten zwischen dem Gebüsch, in dem von der Stadt Soest her führenden Weg, den Galopp von Pferden, zugleich deutlich das Klirren der Waffen.

„Gendarmen!" rief man unwillkürlich.

Zwei Secunden lang standen Alle unbeweglich.

Dann stürzte Reinhold Stein wie ein Rasender zu seinem Secundanten. Er riß ihm das geladene Pistol aus der Hand, das er soeben aufgenommen hatte. Er stürzte damit zu dem Grafen Borsewiz.

„Zu einem neuen Gange, zu elenden Förmlichkeiten ist es jetzt keine Zeit mehr. Hier!"

Er zog die Würfel hervor, mit denen vorhin die Secundanten um den Vorrang der Waffen gelooset hatten. Er hatte sie sich lachend zurückgeben lassen. Er hielt sie dem Grafen hin.

Digitized by Google

„Hier! Nehmen Sie! Werfen Sie! Wer die meiſten Augen wirft, ſchießt den Andern nieder. Herr, werfen Sie, wenn Sie keine feige Memme ſind.“

„Sind Sie raſend geworden, Herr?“ rief der Graf Borſewiz.

„Werfen Sie, ich muß Blut ſehen!“

Die herannahenden Reiter hatten den offenen Rand der Wieſe erreicht. Es war der Landrath Georgi mit mehreren Gendarmen.

„Dort iſt der Mörder! Mir nach!“ rief der Landrath.

Er ſprengte zum Kampfplatz. Die Gendarmen folgten ihm.

Der Wahnſinnige — konnte man den wüthenden Reinhold Stein anders nennen? — hatte den Hahn des ergriffenen Piſtols geſpannt. Einen Augenblick ſah er die heranſprengenden Reiter mit jener Wuth an, mit der er gerufen hatte: Ich muß Blut ſehen!

Dann beſann er ſich plötzlich anders. Mit derſelben Wuth kehrte er die Mündung des Piſtols gegen ſeine Stirne.

Aber —

„Noch nicht!“ rief er. „Sie lebt noch!“

Er ſtürzte zu ſeinem Pferde, das dicht neben ihm an den Baum angebunden ſtand. Er löſte den Zügel.

Digitized by Google

Er ſchwang ſich in den Sattel. Ehe der Landrath mit ſeinen Gendarmen den Kampfplatz erreicht hatte, war er in der entgegengeſetzten Richtung der Wieſe im Walde verſchwunden.

Der Landrath und die Gendarmen ſetzten ihm nach.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Eine Sterbescene.

Es war an demselben sechsundzwanzigsten Juni um die Mittagszeit.

In dem Schlosse Ellbach an der Ruhr herrschte eine große, geheimnißvolle, ängstliche Stille. Die Leute traten leise auf, gingen langsam, sprachen nur flüsternd mit einander und warfen sich bedeutsame Blicke zu. Es mußte im Schlosse sich etwas ganz Besonderes zugetragen haben und noch mehr erwartet werden.

Erst am dreißigsten Juni hatte man den Tod des Hauptmanns von Heiding erwartet; auch er selbst.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt.

Der alte Hauptmann war über Nacht plötzlich viel kränker und schwächer geworden. Seine Umgebung fürchtete, er werde den Tag nicht überleben.

Der Hauptmann selbst mußte wenigstens daran gedacht haben. Er hatte schon Morgens im Bette mancherlei Anordnungen getroffen. Dann war er in-

Digitized by Google

deß aufgeſtanden und hatte ſich, wie gewöhnlich, in ſein Wohnzimmer führen laſſen.

Dort durfte Niemand zu ihm kommen, als wer durch ſeinen Diener Johann zu ihm geführt wurde.

Vor dem Wohnzimmer des Hauptmanns befand ſich ein Zimmer, durch welches es vom Corridor getrennt wurde. Es war ein weites Gemach, mit zwei einander gegenüber liegenden Thüren, von denen die eine in den Corridor, die andere in das Zimmer des Hauptmanns führte; es war nur mit wenigen altfränkiſchen Möbeln verſehen, einem alten Sofa, einigen Seſſeln, ein paar Tiſchen, einem großen Spiegel mit altväteriſch durchbrochenem Goldrahmen, einigen Schränken.

In dem Vorzimmer befand ſich Niemand.

Dennoch, und trotz jener tiefen Stille des Schloſſes, drang kein Laut aus dem Wohnzimmer des Hauptmanns herein.

Die Thür vom Corridor öffnete ſich ſehr behutſam, ſehr leiſe. Ein kleiner, dürrer Mann mit einem kupferigen Geſichte trat ein. Er lauerte mit ſeinen liſtigen Augen, er ſpürte mit ſeiner ſpitzigen Naſe neugierig herein. Als er die Thüre ſehr leiſe hinter ſich zugemacht hatte, blieb er horchend ſtehen. Er hörte nichts.

„Es muß ſehr ſchlecht gehen!“ ſagte er für ſich. Alſo aus! Was nun? Die Sonne geht unter. Welche nun? Ah, es wird nicht ſchwer halten!“

Digitized by Google

Er legte den Zeigefinger der rechten Hand an die lange Naſe und ſann nach, mit dem Kopfe nickend, frech lächelnd.

Gleich darauf öffnete ſich die Thüre aus dem Zimmer des Hauptmanns, faſt unhörbar. Der alte Bediente Johann trat auf den Zehen ein. Er verſchloß die Thüre hinter ſich ſo leiſe, als er ſie geöffnet hatte.

Der Advocat ging dem Bedienten entgegen.

„Gut, daß Sie endlich da ſind," ſagte Johann.

„War er ſchon ungeduldig?"

„Nach Ihnen mußte zuerſt geſchickt werden."

„Es geht ſchlecht mit ihm, höre ich unten."

„Sie werden ihn ſehr verändert finden. Es kam heute Nacht plötzlich."

„Er hat eine eiſerne Natur, lieber Johann."

„Ich fürchte ſehr für den heutigen Tag."

„Iſt der Arzt ſchon da?"

„Seit einer Viertelſtunde."

„Was ſagt der?"

„Er zuckt die Achſeln. Das iſt ſchlimm."

„Die Aerzte ſind Lumpen, Hundsvötter, wie der Baron ſagt."

„So ſagt er; ſie behalten doch Recht, wenn es zum Sterben geht."

„Recht? Doch ja, ſie ſind die Advocaten des Todes. Iſt ſonſt nichts paſſirt, Johann?"

„Es mußte nach aller Welt geſchickt werden.

Digitized by Google

Wozu, das weiß Gott. Er iſt ja immer verſchwiegen.“

„Ja, ja. Zu wem, zum Beiſpiel?“

„Zuerſt nach dem Baumann; er ſoll mit Frau und Schwägerin aus dem Arbey herüberkommen.“

„Der Baumann?!“

Der kupfrige Advocat lachte ſehr liſtig und ſehr verſtohlen in ſich hinein.

„Und dann?“ fuhr er fort.

„Die ganze gräfliche Familie von drüben.“

„Die ganze? Auch der Graf?“

„Auch der Herr Graf. Aber ſie ſollen nicht zuſammen kommen. Zuerſt die Frau Gräfin; ſie ſoll hier in das Vorzimmer kommen und ihm ſofort gemeldet werden. Dann die junge Comteß; ſie ſoll im blauen Cabinet warten. Zuletzt der Herr Graf; ihn ſoll man in das Zimmer führen, in dem die gnädige Mama geſtorben iſt.“

„Das hat er alles ſo angeordnet?“

„Wörtlich.“

„Seine Verrücktheiten, oder wol ſeine Bosheiten hat er alſo noch nicht aufgegeben!“

Der Bediente zuckte die Achſeln.

„Hat ſich noch kein fremder junger Menſch bei ihm gemeldet?“ fragte der Advocat weiter.

„Schon mehrere Male. Er hat ihn aber noch nicht vor ſich gelaſſen.“

Digitized by Google

„Was? Was? Wie hieß der Menſch?“

„Joſeph Wernher, Doctor der Philoſophie.“

„Ah! Ah! Und er hat ihn nicht angenommen?“

„Er werde ihm ſchon ſagen laſſen, wenn er ihn ſprechen wolle.“

„Hm, hm! Und wie ſah der junge Mann aus?“

„Es iſt ein hübſcher, ſtiller, ernſter junger Mann.“

„So, ſo! Und wo hat er derweil Quartier?“

„Er iſt ſchon ſeit vorgeſtern drüben in Ellerburg.“

„Alle Wetter, in Ellerburg, Johann?“

„Er kam mit der gräflichen Familie an.“

„Hm, hm! Was hat denn das zu bedeuten? — Was ſagte der Baron dazu, lieber Johann?“

„Im erſten Augenblicke fluchte er furchtbar. Dann lachte er.“

„Mußte auch heute nach dem jungen Manne geſchickt werden?“

„Gewiß. Er ſoll mit der jungen Comteß im blauen Cabinet warten.“

„Allein?“

„Die Beiden ganz allein; ſo hat er ausdrücklich befohlen.“

„Himmeldonnerwetter, Johann! Was für ein Geſicht machte er, als er das befahl?“

„Er lachte.“

„Die junge Dame ſoll ſtolz ſein. Sie wird dem Burſchen die Augen auskratzen.“

Digitized by Google

„Nach dem, was man auf Ellerburg sagt, nicht.“

„So, so! So steht es? Weiß der Baron davon?“

„Ich sagte ihm, die Leute sprächen davon, der fremde Doctor sei in die junge Dame verliebt, und sie nicht minder in ihn. Er lachte dazu.“

„Er lacht zu Allem. Was sagt denn der alte vornehme Graf zu der Liebschaft?“

„Von ihm sprechen die Leute wenig.“

„Und die Gräfin?“

„Man soll sie nur weinen sehen.“

„Der tausend, das sind hübsche Geschichten. — Aber lieber Johann, ich habe Sie aufgehalten. Sie wollten etwas besorgen?“

„Ich sollte nur nachsehen, ob noch Niemand eingetroffen sei.“

„Werden Sie mich melden?“

„Sogleich.“

Die Thür vom Corridor wurde leise geöffnet.

Ebenso leise trat eine Dame in das Zimmer.

Die Gräfin Lenhausen sah außerordentlich blaß und leidend aus. Sie that sich Gewalt an, stark zu erscheinen.

„Jetzt werden Sie warten müssen,“ sagte der Bediente zu dem Advocaten.

Die Gräfin wurde unangenehm berührt, als sie den Advocaten sah. Sie schien zurücktreten zu wollen.

Digitized by Google

Sie besann sich und ging, ohne von dem kupfrigen Manne Notiz zu nehmen, auf den Bedienten zu.

Johann war ihr ehrerbietig entgegengetreten.

„Wie geht es Ihrem Herrn, Johann?"

„Nicht zum Besten, Euer Erlaucht."

„Kann ich ihn sprechen?"

„Ich habe den Befehl, die gnädige Gräfin sofort zu melden."

Er ging zu der Thüre des Wohnzimmers.

Fast gleichzeitig wurde diese geöffnet. Ein ältlicher, würdig aussehender Mann trat heraus. Es war der Arzt.

Er sah die Gräfin. Er nahte sich ihr.

„Was macht der Kranke?" fragte sie ihn.

„Es geht schlecht."

„Er ist ohne Hoffnung?"

„Ich hatte es seit Monaten vorhergesehen. Seit Wochen bis auf den Tag. Die Krisis ist nur um einige Tage früher eingetreten."

„Es ist also keine Rettung möglich?"

„Weder die Natur, noch die Kunst können hier mehr heilen."

„Und wie lange geben Sie ihm noch Frist?"

„Höchstens bis übermorgen. Aber wahrscheinlich —"

„Wahrscheinlich?"

„Wahrscheinlich nur bis morgen."

„Also für heute haben Sie Hoffnung?"

Digitized by Google

„Ohne einen ſehr böſen Zufall ſtirbt er heute noch nicht.“

Der Gräfin ſchien es leichter zu werden.

Der Arzt wendete ſich an den Bedienten, der ſtehen geblieben war, um die Nachrichten über ſeinen Herrn zu vernehmen.

„Sie haben gehört, Johann. Für heute iſt keine dringende Gefahr. Ich muß fort; es warten viele Kranke auf mich. Morgen früh bin ich wieder hier. Ich habe nicht nöthig, Ihnen Sorgfalt zu empfehlen. Nur auf Eins muß ich Sie ausdrücklich aufmerkſam machen. Er darf keinen Wein trinken.“

Johann erſchrak.

„Keinen Wein, Herr Doctor?“

„Keinen Tropfen. Sein Tod würde augenblicklich erfolgen.“

„Es war ihm doch bis geſtern erlaubt. Er kann nicht ohne ihn leben.“

„Die Kriſis der heutigen Nacht verbietet ihn unbedingt.“

„Es iſt nicht möglich, Herr Doctor.“

„Es muß ſein, Johann. Sie würden ihn auf der Stelle tödten. Er weiß es übrigens und gab ſich zufrieden, als ich es ihm ſagte.“

Der Arzt entfernte ſich.

Aber Johann ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Keinen Wein! Keinen Wein!“

Digitized by Google

Er ging in das Zimmer seines Herrn.

Die Gräfin und der kupfrige Advocat waren allein in dem Vorzimmer.

Die Gräfin nahm auch jetzt keine Notiz von ihm. Sie setzte sich auf das Sofa, um zu erwarten, daß sie in das Zimmer des Kranken werde gerufen werden.

Der Advocat sah mit desto größerem Interesse nach der Dame hin. Anfangs unschlüssig. Dann nahte er sich ihr, unterwürfig, bieder, mitleidig.

„Gnädigste Gräfin, ich vernehme, daß Ihnen ein schwerer Verlust bevorsteht."

„Der Verlust eines nahen Verwandten ist immer schwer," erwiderte die Gräfin mit zurückweisender Kälte.

Den Advocaten wies sie nicht zurück.

„Der Tod des Herrn Barons ist zugleich ein wichtiges Ereigniß für Eure Erlaucht."

„Für unsere ganze Familie."

„Gewiß; aber für Eure Erlaucht noch ganz besonders."

Die Gräfin zitterte.

„Für Ihr Herz, gnädigste Gräfin," fuhr der Advocat fort. „Für das Mutterherz."

Der Schurke hatte den rechten Weg gefunden.

„Mein Herr —" brach das Mutterherz auf; aber die Gräfin, oder wol die edle Frau, die mit dem

ſchlechten Menſchen keine Gemeinſchaft haben wollte, vollendete nicht.

„Der Baron nimmt ein großes Geheimniß mit in das Grab.“

Die Gräfin zitterte heftiger, aber ſie antwortete ihm nicht.

„Gnädigſte Frau,“ fuhr der Advocat fort. „Wem ich diene, dem diene ich treu; treu und verſchwiegen. So habe ich dem Herrn Baron gedient. Er iſt todt. Sein Vegetiren bis morgen iſt kein Leben mehr. Er ſtand Ihnen feindlich gegenüber; ich durfte Ihnen bisher meine Dienſte nicht anbieten. Jetzt darf ich es. Gnädigſte Gräfin, es gibt ein Mittel, zu verhüten, daß der Baron jenes Geheimniß mit in das Grab nehme.“

Der Schurke hatte auch ſeinen Zweck erreicht. Das Mutterherz konnte dem Verſucher nicht mehr widerſtehen.

„Was wollen Sie mir ſagen, mein Herr?“

Wie tückiſch triumphirten die häßlichen Augen des Rabuliſten.

„Eure Erlaucht erinnern ſich jener Nacht des October 1792. Es geſchah ein frecher Einbruch auf Schloß Ellerburg. Die Thäter ſind nie entdeckt worden. Ich kenne einen von ihnen.“

Die Gräfin fuhr hoch vom Sofa auf.

„Sie? Wer iſt es? Wo iſt er?“

„Eure Erlaucht ſind ſeit jener Nacht —“

Digitized by Google

„Antworten Sie auf meine Frage.“

„Ich werde sogleich zu Befehl stehen. Seit jener Nacht sind Eure Erlaucht im Ungewissen über das Schicksal Ihres ersten Kindes.“

„Im Ungewissen?“

„So ist es. Der Herr Baron hat nur Zweifel in Ihnen angeregt. Er hat diese stets zu unterhalten gewußt, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. War es nicht so?“

„So war es.“

„Ein unglücklicher Zustand!“

„Ein furchtbarer, ein verzweiflungsvoller Zustand!“

„Euer Gnaden haben noch jetzt keine Gewißheit.“

„Kann ich?“

„Können Sie mit Bestimmtheit sagen, daß derjenige, den Sie jetzt Ihren Sohn nennen, wirklich Ihr Sohn sei?“

„Nein, nein!“

„Können Sie mit Bestimmtheit das Gegentheil sagen?“

„Auch das nicht.“

„Ich habe also Recht, gnädige Frau; es fehlt Ihnen jede gewisse Kunde darüber, wer und wo Ihr Kind ist.“

„Haben Sie Kenntniß davon, mei Herr?“

„Ich kann sie mir verschaffen.“

„Sie können? Mein Herr — O mein Herr,

täuschen Sie mich nicht. Betrügen Sie eine arme, unglückliche Mutter nicht."

„Ich bitte Eure Erlaucht, mich ruhig anzuhören. Ihr Herr Schwager, der Baron, war über diesen Punkt auch gegen mich verschlossen. Ich habe von ihm nie andere Worte gehört, als die, mit denen er Ihre Zweifel genährt hat. Er war stets auf seiner Hut, sein Geheimniß für sich zu behalten. Aber — gnädige Frau, Sie fragten mich nach den Urhebern jenes Einbruchs."

„Sie wissen in der That von ihnen?"

„Vor einigen Tagen sind zwei gefährliche Verbrecher aus dem Zuchthause zu Werden entsprungen. Der eine ist ein Räuber, der zu lebenswieriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er ist gestern Abends wieder ergriffen worden. Im Arbey, in der Gesellschaft des Waisenmeisters Baumann."

„Baumann?" rief die Gräfin. „Des Bruders jener Unglücklichen? Des Genossen —?"

„Des Barons. Baumann ist mit ihm verhaftet."

„Auch er?"

„Es war ein Glück. Jener Räuber war unter dem Namen Rehse verurtheilt, und im Zuchthause verhaftet gewesen. Baumann hatte wol keine Zeit gehabt, oder nicht daran gedacht, sich darüber mit seinen ehemaligen Genossen zu besprechen. Nach dem Namen des Menschen befragt, nannte er ihn Bastian Köhler.

Digitized by Google

Ein Menſch, Namens Baſtian Köhler, hat zur Zeit des Einbruches auf Schloß Ellerburg ſich in der Gegend herumgetrieben und war ſeitdem ſpurlos verſchwunden. Die Acten über jenen Einbruch exiſtiren noch beim Inquiſitoriat zu Hamm. Geſtern Abend wurden die beiden Menſchen dem Gerichte in Hamm eingeliefert. Ich erfuhr es durch den Inquirenten, den ich kenne. Ich veranlaßte ihn, ſofort den Köhler über den Einbruch in Ellerburg zu vernehmen. Es geſchah. Der Menſch iſt, wie geſagt, bereits zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt. Ein Diebſtahl oder ein Raub mehr kann ſein Schickſal nicht ſchlimmer machen. Er hat ſeine Theilnahme an jenem Einbruche zugeſtanden."

„Zugeſtanden?" rief die Gräfin. „Den Einbruch in Ellerburg?"

„Wie ich die Ehre habe zu ſagen."

„Und mein Kind? Der Raub meines Kindes?"

„Gnädigſte Gräfin, jener Kinderraub, wirklich oder nicht wirklich verübt, war und iſt ein Familiengeheimniß, das außerhalb Ihrer Familie nur mir bekannt iſt. Jene Acten konnten nichts darüber enthalten. Ich durfte mich nicht ermächtigt halten, es dem Inquirenten mitzutheilen. So hat der Räuber noch nicht darüber vernommen werden können. Geſchieht dies, ſo kann nicht zweifelhaft ſein, daß er auch über den Kinderraub ſagen wird, was er weiß, ſelbſt wenn er an

Digitized by Google

dieſem Verbrechen ſollte theilgenommen haben. So lange er keinen Mord zugeſtehen muß, der ihn dem Henker überliefert, kann er keine mehrere oder ſchwerere Strafe bekommen, als er ſchon hat. — Noch mehr, gnädigſte Frau. Der Menſch hat ferner bereits zugeſtanden, daß er ein alter Bekannter des Waſenmeiſters Baumann iſt, mit welchem er auch zur Zeit jenes Einbruches vielfach verkehrt hat, ja, bei welchem er, in deſſen Heimat, im Oberbergiſchen, namentlich einige Zeit nach dem Einbruche ſich aufgehalten hat. Laſſen Sie mich jetzt reſumiren und einige Folgerungen ziehen, gnädige Gräfin. Iſt in jener Nacht ein Kinderraub vollführt, ſo kann er nur durch Baumann ausgeübt ſein. Baumann kann alſo unter allen Umſtänden die ſicherſte Auskunft darüber geben, ob der Raub ſtattgefunden hat oder nicht. Er muß ferner, wenn der Raub ſtattgefunden hat, wiſſen, wo das geraubte Kind geblieben iſt. Der ergriffene Räuber, der bereits ſeinen Antheil an dem Einbruche zugeſtanden, hat kein Intereſſe, keine denkbare Veranlaſſung mehr, den Antheil Baumann's daran zu leugnen. Baumann, ſo ſchon halb, und durch Hinzunahme weiterer Verdachtsgründe aus früherer Zeit ganz überführt, hat nach dem Tode des Barons kein Intereſſe mehr, die Wahrheit zu verſchweigen; der Todte kann nichts mehr für ihn thun; Sie können dem reuigen Verbrecher, der Ihnen Ihr Kind wieder verſchafft, Gnade erwirken. Er wird ein=

Digitized by Google

geſtehen, Alles, auch wo Ihr Kind iſt; er wird es Ihnen zurückbringen. Hätte man aber auch, ſchlimmſten Falles, ſich darin getäuſcht, es kann nicht zweifelhaft ſein, daß Baumann ſeinen Genoſſen Köhler zum Vertrauten gemacht habe, oder daß dieſer ſonſt deſſen Geheimniſſe erfahren haben wird. Complicen eines Verbrechens ruhen, ſchon vermöge des unter ihnen herrſchenden Mißtrauens und Neides, nicht eher, als bis ſie auf das genaueſte wiſſen, was jeder bei dem Verbrechen gethan, und was er daraus gewonnen hat. Köhler wird alſo wiſſen, nicht blos, ob ein Kinderraub ſtattgefunden, ſondern auch, was man mit dem geraubten Kinde gemacht hat."

Der Advocat, mochte er ein noch ſo großer und abgefeimter Schurke ſein, ſprach überzeugend; er hatte kein Intereſſe, die Unwahrheit zu ſagen; die geringſte Lüge, die er vorbrachte, mußte nothwendig, wenn nicht ſchon heute, doch ſpäteſtens morgen, an das Tageslicht kommen.

Auf die Gräfin hatten ſeine Mittheilungen einen tiefen Eindruck gemacht. Anfangs hatte ihr Auge noch Mißtrauen; bald aber glänzten nur freudige Hoffnungsſtrahlen darin. Mit dieſen ſah die fromme Frau dankbar zum Himmel hinauf.

„Weiß der Baron von Ihren Nachrichten?" fragte ſie den Advocaten.

„Kein Wort."

Digitized by Google

„Nehmen Sie einstweilen meinen Dank. Ich spreche später weiter mit Ihnen über die Angelegenheit.“

Sie versank in tiefes Nachsinnen.

In welch' einer ganz andern Lage war sie auf einmal! Mußte sie noch ihr Kind opfern? Kind für Kind? Alles, was sie von dem Hauptmann haben wollte, konnte sie jetzt auf einem andern Wege, ohne ihn erfahren, erhalten. — Aber konnte sie es? War sie wirklich in einer so ganz anderen Lage? Auf wie vielen ungewissen Voraussetzungen beruhte das! War ihre Hoffnung, ihre Freude, nicht eine verfrühte, eine illusorische?“

Johann kehrte aus dem Zimmer seines Herrn zurück.

„Der Herr Baron läßt Eure Erlaucht bitten. Er bittet zugleich um Verzeihung über die Verzögerung; er wollte seine Toilette machen.“

Die Gräfin ging in das Krankenzimmer.

Die Wohnstube des alten Hauptmanns bot nichts Besonderes dar. Sie war eingerichtet wie andere Wohnzimmer eines unverheirateten alten Herrn, der sich nicht viel aus Eleganz und weichlicher Bequemlichkeit macht. Sie war geräumig, hatte zwei helle Fenster, die nach der Ruhr gingen, und drei Thüren, von denen die eine in das Vorzimmer, die zweite links in das Schlafgemach des Barons, die dritte rechts in einen Gang und von da auf eine schmale Hintertreppe

Digitized by Google

führte. Die Möbeln waren nicht ganz alt, nicht ganz neu, nicht reich und nicht arm, nicht zu sparsam, nicht überladen.

Der Hauptmann lag auf einem Sofa, das durch aufgelegte Bettkissen zu einem bequemen Ruhebette hergerichtet war. Er war völlig angekleidet.

Neben dem Ruhebette, an dessen Kopfende, stand auf einem Tische ein großes Schoppenglas. Aber es war leer, es befand sich nicht einmal eine Flasche dabei. Dies war vielleicht das Einzige im Zimmer, was man auffallend nennen konnte.

Der alte Hauptmann war gewohnt, täglich seinen Wein vom frühen Morgen an zu trinken; er war aber auch gewohnt, ihn nur aus Schoppengläsern zu trinken. So hatte er es, trotz seiner Krankheit, noch bis in die letzte Zeit gehalten.

Dabei hatte seit seiner Militärzeit Niemand ihn betrunken gesehen. In jener Zeit war das wol zuweilen vorgekommen, und man erzählt sich noch jetzt, zugleich zu seiner weiteren Charakteristik aus jener Zeit, in Hamm eine hübsche Anekdote von ihm.

Eines Abends spät mußte Johann ihn, wie gewöhnlich, dort aus dem Torlaischen Weinhause abholen. Der Hauptmann hatte diesmal wirklich etwas zu viel getrunken und Johann mußte ihn sehr fest halten und führen. Als sie nun dicht vor dem Wein-

Digitized by Google

hause die Straßenrinne überschreiten wollten, stieß der Fuß des Hauptmanns auf etwas.

„Johann, was ist das?"

„Ein betrunkener Mensch, Euer Gnaden, der in der Rinne liegt."

„Johann, stell mich an die Mauer und hilf dem Schwein auf!"

Johann stellte seinen betrunkenen Herrn an die Mauer und half dem Betrunkenen in der Rinne auf. —

So früher.

Seit heute Morgen hatte der Arzt dem Hauptmann allen Wein verboten, und nur das leere Schoppenglas stand, eine traurige oder ironische Erinnerung, zu seinem Haupte.

Er war sehr krank. Das Gesicht war zum Entsetzen mager und grau. Nur die Augen stachen noch immer lebhaft, boshaft, tückisch. Ohne diese Augen hätte man meinen können, eine Leiche daliegen zu sehen. Sie schienen tückischer zu stechen, als die Gräfin in das Zimmer trat.

Als sie eintrat, machte er den Versuch, wenigstens den Kopf zu ihrer Begrüßung zu erheben. Er war zu schwach, er mußte den Versuch aufgeben.

Er lachte darüber.

„Es geht nicht mehr," sagte er. „Sie sehen, gnädigste Schwägerin, es ist am Ende. Ich kann Ihnen

Digitized by Google

nicht einmal mehr meinen unterthänigsten Respect bezeigen."

Er winkte ihr mit der Hand, sich in einen Sessel zu setzen, der vor dem Sofa stand.

Sie setzte sich.

Sie sah mit einem tiefen Schmerze den Mann an, der so krank und elend vor ihr lag. Ihr feuchtes Auge zeigte, wie aufrichtig der Schmerz der edlen Dame war, mochte dieser Mann auch ihr und vielleicht ihres Kindes Leben vergiftet und vernichtet haben.

„Nun, Schwägerin, Sie kommen, mir Ihr letztes Lebewohl zu sagen?"

„Ich hoffe, nicht das letzte."

„Ich denke, Sie überzeugen sich davon."

„Sie scheinen sehr schwach zu sein, Schwager."

„Ich bin es, Schwägerin. Der Arzt, der Schurke, hatte mich betrogen. Schon morgen ist die Schlafenszeit und Alles vorüber."

„Alles?"

„Ich denke, so ziemlich Alles."

„Für dieses Leben, Schwager. Aber haben Sie nicht an ein anderes Leben gedacht?"

„Wozu?"

„Der Mensch, der am Ende seiner Tage auf dieser Erde steht, hat ein so natürliches Bedürfniß,

Digitized by Google

an ſein Daſein in einer anderen Welt zu denken."

„Nicht jeder, nicht immer."

„Der Chriſt hat immer eine religiöſe Pflicht dazu und zugleich dazu, ſich in würdiger Weiſe auf das andere Leben vorzubereiten."

„Schwägerin, ich habe an jene andere Welt gedacht." —

„Auch ſich darauf vorbereitet?"

„So viel ich deſſen bedurfte, ja."

„In chriſtlicher Weiſe?"

Der Hauptmann wollte auch auf dieſe Frage eine ſpöttiſche, leichtfertige Antwort geben. Er beſann ſich und wurde ernſt.

„Laſſen wir das, Schwägerin. Ich würde einen ſchlechten Witz machen, und das würde Sie verletzen."

Die Gräfin ließ den Gegenſtand fallen. Aber ſie ſchöpfte Hoffnung aus dem Ernſte. Mußte ſie nicht?

„Sie haben mich rufen laſſen, Schwager," ſagte ſie nach einer kurzen Pauſe.

„Ich habe unterthänigſt bitten laſſen. Ich hatte als Mann von Wort eine Verpflichtung dazu. Sie wiſſen, wir ſtehen in Unterhandlungen. In der Meinung, erſt am dreißigſten ſterben zu müſſen, hatte ich als letzte Friſt für den Abſchluß unſeres Contractes Ihnen den achtundzwanzigſten geſetzt. Nun iſt es ſchon morgen mit mir vorbei. Den Tod kann ich nicht aufhalten. Ich mußte Ihnen alſo Nachricht geben."

Digitized by Google

Die Gräfin ſchwieg. Sie überlegte mit ſich.

„Sie haben mir nichts zu ſagen, Schwägerin?“

Sie hatte ihm ſo Vieles zu ſagen. Die Maſſe ſchien ſie für einen Augenblick zu überwältigen. Sie mußte weinen.

„Schwager,“ ſagte ſie unter Thränen, „der Tod ſteht jetzt nahe bei Ihnen. Hat Ihr Herz keine menſchlicheren Regungen?“

„Als vorgeſtern, Schwägerin? Mein Sinn hat ſich um kein Haar geändert.“

„Wird kein Bitten, wird kein Gedanke an jenes Leben ihn ändern können?“

Der Hauptmann wurde wieder ernſt.

„Eine Bitte, Schwägerin, oder vielmehr eine unerläßliche Bedingung unſerer ferneren Unterhaltung. Verſuchen Sie nicht eine Appellation, oder gar einen Sturm auf meine letzte Stunde. Glauben Sie mir, ich habe auch in meiner letzten Stunde kein Herz. Aber ich möchte gern in Ruhe ſterben, und ſo wie Sie mir dieſe Ruhe angreifen wollen, rufe ich den kupfrigen Advocaten herein, um ſtatt meiner die Unterhandlungen mit Ihnen fortzuſetzen. Jetzt reden Sie.“

Er ſprach entſchieden. Er hatte in der That kein Herz. Die Gräfin erhielt ihre Beſonnenheit wieder. An ihr war es, zu reden.

„Schwager,“ hob ſie an, „unſere letzte Unterredung ſchloß mit einem Vorſchlage, den Sie mir machten.“

Digitized by Google

„Haben Sie ſich ihn überlegt?“

„Ich habe ſeitdem nur an ihn gedacht.“

„Nun, Sie wollen ihn annehmen?“

„Laſſen Sie uns nochmals genau auf die Sache zurückkommen.“

„Wie Sie befehlen.“

„Thereſe ſoll Ihren Sohn heiraten?“

„So iſt es.“

„Sie geben mir dagegen meinen Sohn zurück.“

„Mit den überzeugendſten Beweiſen, daß er Ihr Sohn iſt.“

„Noch heute?“

„Noch heute. Ich hätte zwar vorher noch eine Bedingung —“

„Noch eine?“

„Die Ausſtattung Ihrer Tochter. Aber ich lege kein großes Gewicht darauf. Ellbach haben Sie bereits meinem Sohn zugeſagt. Thereſe werden Sie nicht ſtiefmütterlich behandeln, wenngleich ſie meine Schwiegertochter wird.“

„In dieſer Beziehung würde kein Hinderniß da ſein.“

„Wir wären alſo einig?“

„Beſtehen Sie unerbittlich auf Ihrem Willen, Schwager?“

„Wie? Sie zweifeln noch?“

„Können wir nicht auf einem anderen Wege zuſammentreffen?“

Digitized by Google

„Auf keinem anderen. Kind für Kind! Wollen Sie nicht, gut. Sie haben dann keinen Sohn, und mein Sohn wird, auch ohne daß Ihre Tochter seine Frau wird, Erbe der sämmtlichen Lenhausen'schen Güter."

„Schwager, bloße Rache spricht nicht aus Ihnen. Sie wollen auch Vortheile für Ihr Kind. Haben Sie bei Ihrem Plane nicht Einen Umstand übersehen?"

„Welchen, wenn ich bitten darf?"

„Nach dem Erbvertrag fallen die Güter nur unter bestimmten Bedingungen auf Ihren Sohn. Die erste ist, daß er Ihr ehelicher Sohn sei."

„Gewiß, theure Schwägerin. Und Sie wollen mir nun bemerklich machen, daß ich nicht verheiratet sei. Aber Schwägerin, hat Ihr Advocat Ihnen nicht gesagt, daß Mantelkinder auch eheliche Kinder sind? Und die Mutter meines Burschen wird jeden Augenblick hier eintreffen, ist vielleicht schon hier, und daß ich einen Geistlichen solle zu mir kommen lassen, dazu haben ja Sie selbst, meine fromme Schwägerin, mich vor wenigen Augenblicken noch aufgefordert. Es ist also Alles bereit, noch heute meine Vermälung zu feiern."

Die Gräfin konnte sich eines Schauders nicht erwehren.

„Sie schweigen, Schwägerin? Glauben Sie, daß die Person mich nicht nehmen werde? Mutterliebe ist stark."

Digitized by Google

Die Gräfin ſeufzte.

„Oder haben Sie vielleicht Zweifel in Betreff des Mantelkindes?“

„Nein!“

„Oder hat ihnen vielleicht Ihr Advocat geſagt, daß die Heirat eines Adeligen mit einer Frauensperſon aus dem niederen Bürger- oder Bauernſtande nichtig ſei?“

„Ich habe auch daran nicht gedacht.“

„Denken Sie auch ferner nicht daran. Mein Advocat wollte es mir einreden, und darum war ich vorgeſtern ſo leichtſinnig, Ihnen den Vorſchlag zu machen, der mich jetzt reut, und von dem ich nnr nicht abgehe, weil ich Ihnen einmal mein Wort gegeben hatte. Aber ich habe ſeitdem gründlicheren Rath eingezogen. Das preußiſche Geſetz bezieht ſich nur auf den preußiſchen Bürger- und Bauernſtand. Die Mutter meines Sohnes iſt aber keine Preußin, und gehört zudem nach den Rechtsanſichten ihrer Heimat einer vollkommen anſtändigen Familie an.“

„Schwager,“ erwiderte die Gräfin, „ich hatte an das alles nicht gedacht. Der Erbvertrag hat aber noch eine zweite Bedingung, die hauptſächlichſte. Die Lenhauſen'ſchen Güter fallen nur dann auf Ihren Sohn, wenn mein Mann ohne Hinterlaſſung eines Sohnes ſtirbt. Hinterläßt er einen Sohn, ſo bekommt Ihr Sohn nichts. Wenn nun Ihrem Sohne

Digitized by Google

Ellbach ohne alle weitere Bedingung eingeräumt würde —"

Der alte Hauptmann lachte übermüthig.

„Teufel, fromme Schwägerin, Sie sind klug. Sie versprechen meinem Sohne das erbärmliche Ellbach für alle die schönen, reichen Lenhausen'schen Güter. Denn diese sind sein, wenn Sie keinen Sohn haben; und Ihren Sohn soll ich für jenen Preis Ihnen wieder verschaffen."

Die Gräfin ließ in ihrer klaren Ruhe sich nicht stören.

„Schwager, ich machte meinen Vorschlag allerdings auch in meinem Interesse, denn ich möchte mit der größten Gewißheit mein Kind zurückhaben. Aber ich sprach wahrlich auch in Ihrem und Ihres Sohnes Interesse."

„Ich bewundere Ihr schönes Herz, Schwägerin."

„Ich will offen gegen Sie sein, Schwager. Ich habe Nachrichten, die Ihre Hoffnungen und Plane vollständig vernichten können."

„Ah, Geheimnisse!"

„Ich werde sie Ihnen mittheilen."

„In der That?"

Er schien doch unter dem Spotte eine leichte Unruhe verbergen zu wollen.

„Ihr Kinderraub, Schwager, wahr oder nur vor-

Digitized by Google

geſpiegelt, war mit jenem Einbruche auf Schloß Ellerburg verbunden."

„Sie nehmen dies an, Schwägerin."

„Kein Mitglied der Bande, welche jenes Verbrechen verübt, hat bisher entdeckt werden können."

„Es ſcheint ſo."

„Sie werden einräumen, daß, wenn es jetzt noch gelingen ſollte, Mitglieder der Bande zu ermitteln, dadurch auch noch gegenwärtig die Spur meines Kindes aufgefunden werden könnte."

„Haben Sie vielleicht ſolche Mitglieder ermittelt, Schwägerin?"

„Nicht ich, aber die Gerichte."

„In der That," rief der Hauptmann ſpöttiſcher, weil vielleicht verlegener.

„Geſtern Abend hat man einen von ihnen eingefangen. Er iſt ſofort an das Inquiſitoriat in Hamm abgeliefert worden."

„Sie wiſſen vielleicht, da Sie ſo genau unterrichtet ſind, auch ſeinen Namen."

„Baſtian Köhler."

„Alle Wetter, Schwägerin!"

„Er war ein vertrauter Genoſſe des Waſenmeiſters Baumann."

„Ah, haben die Beiden Ihnen das vertraut?"

„Bei Baumann hat man ihn auch gefangen."

„So?"

Digitized by Google

„Und Baumann mit ihm. Beide ſitzen in Hamm.“

Diesmal ſagte der Hauptmann nichts.

Die Gräfin fuhr fort:

„Schwager, was heute noch ein Geheimniß iſt, kann es morgen oder übermorgen nicht mehr ſein.“

Der Hauptmann hatte wieder Spott.

„Sie ſpeculiren auf meinen Tod, Schwägerin!“

„Sie ſehen ſelbſt ein, Schwager, Ihre Verſprechungen und Ihre Drohungen, ſelbſt Ihre Wohlthaten, reichen in ihren Wirkungen über Ihren Tod nicht hinaus.“

„Die Welt iſt ſchlecht und undankbar.“

„Und mir werden Sie es nicht verargen können, wenn ich jedes erlaubte Mittel anwende, um die Wahrheit feſtzuſtellen.“

„Natürlich.“

„Baſtian Köhler hat ſeine Theilnahme an dem Einbruche in Ellerburg dem Gerichte bereits zugeſtanden.“

„Alſo auch ſchon den Prinzenraub?“

„Er hat eingeſtanden, weil er lebenslänglich verurtheilt und entſprungen war und das Verbrechen ihm keine ſchwerere Strafe weiter zuziehen kann. Auch ſeine Theilnahme an dem Kinderraube kann das nicht. Er iſt noch nicht danach gefragt, weil das Gericht nichts davon weiß. Wird er leugnen, wenn er danach gefragt wird?“

Digitized by Google

„Ich kann es Ihnen in der That nicht sagen, Schwägerin.“

„Wird er nicht noch sicherer Alles sagen, was er weiß, wenn nicht er, wenn nur Baumann das Verbrechen begangen haben sollte?“

Der Hauptmann schwieg wieder.

„Wird dann Baumann selbst schweigen, wenn Sie ihn nicht mehr schützen können, ich ihm aber für die Rückgabe meines Kindes Verwendung um Gnade bei unserem edlen Monarchen in Aussicht stellen kann? Wird er nicht gar, wenn der Kinderraub von Ihnen fingirt ist, sofort die Wahrheit sagen, um zu meinem Danke die Befreiung von dem Verdachte des schweren Verbrechens zu gewinnen?“

Der Hauptmann schwieg hartnäckig; er war augenscheinlich unruhig geworden.

Die Gräfin sah ihn erwartend an.

Sie schöpfte Hoffnung auch aus seinem Schweigen, aus seiner Unruhe. Er überlegte mit sich; er mußte einsehen, daß sein langjähriges freventliches Spiel zu Ende war; er konnte nur noch suchen, sich mit guter Manier aus diesem schlechten, auf einmal verlorenen Spiele herauszuziehen. So glaubte sie, so hoffte sie wenigstens.

„Sie wollen also an unseren Contract nicht mehr gebunden sein?“ fragte er kalt.

Digitized by Google

Die Gräfin erſchrak über die Frage, über die Kälte. Sie hatte nicht ſofort eine Antwort.

„Sie antworten nicht? Sie haben Grund dazu, Schwägerin. Ich bin gebunden bis übermorgen, wenn ich ſo lange lebe, und wenn Sie nicht — bedenken Sie das wohl — ſelbſt meines Wortes mich entbinden. Sie thun das in demſelben Augenblicke, in welchem Sie mir die Erklärung geben, daß Sie Ihrerſeits nicht mehr gebunden ſein wollen.“

Hatte er einſchüchtern wollen, ſo erreichte er ſeinen Zweck nicht.

„Wolan, Schwager,“ erwiderte ihm die Gräfin; „ſo warten wir bis morgen.“

„Ich kann heute Nacht ſterben, theure Schwägerin.“

„Sie werden nicht. Der Himmel wird Sie erhalten, für mich.“

Der Hauptmann hatte eine leichtfertige Antwort auf der Zunge, als Johann eintrat.

Er kam raſch, verlegen, verſtört. Er ſuchte vergebens ſeine Aufregung zu verbergen.

„Johann, was haſt Du?“

„Euer Gnaden, die Frauen aus dem Arbey ſind da.“

„Beide?“

„Beide.“

„Laß ſie warten, wie ich befohlen hatte.“

„Die Frau Baumann wünſcht Euer Gnaden auf der Stelle zu ſprechen.“

„Es iſt nachher früh genug.“

„Sie hat Euer Gnaden etwas mitzutheilen.“

„Nachher.“

„Eine wichtige, eine ſehr wichtige Nachricht.“

„Ich weiß es.“

„Euer Gnaden wiſſen es ſchon?“

„Ja, ja.“

„Daß Baumann todt iſt?“

„Was? Wie? Der Baumann todt?“

„Sie hatten ihn geſtern verhaftet und nach Hamm gebracht. Heute Morgens, als er zum Verhör geführt werden ſollte, fand man ihn in ſeiner Zelle erhenkt.“

„Und iſt er wirklich todt?“

„Die Rettungsverſuche ſind ohne Erfolg geblieben.“

„Gott ſei Lob und Dank!“

Der alte Hauptmann, dem Tode ſo nahe, athmete tief auf. Es war, als wenn die Todesnachricht ihm neues Leben gegeben hätte.

„Todt!“ ſagte er. „Er hat ſich erhenkt! Der Baumann war doch immer ein braver, treuer Menſch. Johann, tröſte ſeine Frau. Führe ſie in die Küche und laß ihr Wein und Braten geben.“

Dann, als der Bediente fort war, wendete er ſich an die Gräfin:

„Zum Teufel, theure Schwägerin, jetzt kann ich es

Digitized by Google

Ihnen geſtehen. Sie hatten mir eine große Angſt eingejagt. Sie iſt vorüber. Der Baſtian Köhler, oder wie der Burſch heißt, weiß von nichts. Aber der Baumann! Er war der einzige Menſch, der mein Geheimniß verrathen konnte. Nun, Frau Schwägerin, was haben Sie noch zu befehlen?"

Er war ſo ſicher, ſo triumphirend, ſo boshaft, ſo übermüthig.

Die Gräfin erbleichte. Sie konnte ihm nicht antworten.

Er fuhr triumphirender fort:

„Ah, Schwägerin, die Freude macht mich weichherzig. Ich fühle, ich habe doch noch ein Herz. Vielleicht iſt es auch mein naher Tod. Unſeren Contract ſehe ich als geſchloſſen an. Was wollen Sie Anderes machen? Meine gnädige Frau Mama dachte es ſchlecht mit mir zu machen, mit dem preußiſchen Officiersſohn. Ihr Sproß vom alten, reinen, unvermiſchten, weſtfäliſchen Adel ſollte allein groß und mächtig, ſollte der Stifter eines neu blühenden, mächtigen, glänzenden Grafengeſchlechtes werden. So hatte ſie gedacht. So hatte man mich auf die Seite geworfen. Und nun? Wie iſt es geworden? Heute muß dieſes ſo mächtig geſchaffene, ſo glänzend geträumte Grafengeſchlecht bei mir, dem Ausgeſtoßenen, dem Verworfenen, betteln, betteln um Alles, um nur exiſtiren, um nur ſeinen Namen fortpflanzen zu können. Heute ſteht es gebrochen vor mir, vernichtet, wenn ich will. Mein

Digitized by Google

Bruder ohne einen Erben. Sie ohne einen Sohn. Ihre Tochter — zum Teufel, Schwägerin, es sollte mich wundern, wenn es mit der nicht auch irgend einen Haken hätte. — Sie erbleichen! Sie verhüllen Ihr Gesicht! Ich hätte also wirklich einen Nagel getroffen und ihn tiefer in Ihr Fleisch geschlagen? Ja, ja, Schwägerin, mit der Bibel muß es doch seine Richtigkeit haben. Im vierten Gliede soll noch gebüßt werden. Sie sind fromm und gut, ich wüßte in der Welt nicht, was Sie verbrochen hätten. Für das menschliche Auge wäre keine Nothwendigkeit Ihres Leidens da. Auch Ihr Mann ist am Ende unschuldig bei der ganzen Familiengeschichte, und Ihre Kinddr gewiß. Und doch müssen sie büßen. Alle! Für die selige Frau Mama! Für ihren eitlen Stolz, für ihr Unrecht gegen das eigene Kind! — Aber, was ich sagen wollte, Schwägerin, mein Herz ist mir so verdammt weichherzig geworden, und da will ich Ihnen denn eine Mittheilung machen, die Ihnen das Herz doch um Vieles erleichtern soll. Sie haben da vorgestern einen jungen Menschen heimgebracht, einen Doctor der Philosophie, Joseph Wernher heißt er ja wol?"

Schauder, Entsetzen hatten schon lange, während der Hauptmann sprach, das Herz der Gräfin zuschnüren wollen. Ihr Gesicht hielt sie mit beiden Händen bedeckt, seitdem er ihrer Tochter erwähnt hatte. Bei dem Namen Joseph Wernher blickte sie wieder auf.

Digitized by Google

„Der junge Mann iſt mit uns gekommen," ſagte ſie.

„Und noch bei Ihnen?"

„Sie wiſſen es."

„Wie finden Sie ihn?"

„Er iſt ein edler und gebildeter Menſch."

„Das freut mich. — Schwägerin!"

„Was wünſchen Sie?"

„Ich ſprach eben von Fluch und Buße, Schwägerin. Unſere gnädige Frau Mama hat den Fluch über Ihre Familie gebracht; er muß gelöſt werden, je eher, deſto beſſer. Er wird gelöſt, wenn Ihre Tochter und mein Sohn einander heiraten. Sie ſehen, wie Sie um ſo mehr an unſeren Contract gebunden ſind."

„Was wollen Sie damit, Schwager?"

„Aber errathen Sie nicht?"

„Was kann ich errathen?"

„Alſo Joſeph Wernher hat Ihren Beifall?"

„Mein Gott —!"

„Ah, Sie errathen?"

„Joſeph Wernher iſt —?"

„Mein Sohn."

„Joſeph Wernher?"

„Nun ja. Er wird Thereſe gewiß glücklich machen. Sie haben ſich ja auch ſchon halb und halb zuſammengefunden, wie ich von den Leuten höre. Es wird ein vortreffliches Paar geben. Glauben Sie das nicht auch?"

Digitized by Google

Die Gräfin hatte nur Gedanken für Anderes. Sie war in eine große Aufregung gerathen.

„Wenn Joseph Wernher Ihr Sohn ist," rief sie, „so haben Sie mir nie mein Kind geraubt? So ist Karl dennoch mein Kind?"

Aber der Hauptmann lachte.

„Woraus folgern Sie das, Schwägerin?"

„Nur um Ihr und um mein Kind handelte es sich."

Der Hauptmann lachte lauter, boshafter.

„Ei, Schwägerin, Sie haben einen dritten Factor in unserer Familien-Abrechnung vergessen. Dem Waisenmeister Baumann —"

Die Gräfin ergriff ein Schwindel bei dem Namen.

„Dem Waisenmeister Baumann," fuhr ruhig der Hauptmann fort, „war ungefähr zu derselben Zeit, als mir ein Sohn geboren wurde und Sie eines Knäbleins genasen, von seiner Frau gleichfalls ein Sohn geboren worden. Dem Ihrigen meinen Sohn unterzuschieben, ei, Schwägerin, ich war entweder zu stolz oder zu rachsüchtig dazu. — Sie haben die Wahl. Aber wenn ich nun den Sohn des Scharfrichters hätte in Ihre Wiege legen lassen?"

„Mensch! Unmensch!" sprang die Gräfin auf.

„Ruhig, Schwägerin. Ich sage ja nicht, daß ich es gethan habe. Darüber sprechen wir erst, wenn unser Contract bündig unterzeichnet ist. Ich wollte

Digitized by Google

Ihnen nur beweiſen, daß Ihre Schlußfolgerung nicht nothwendig eine richtige ſein müſſe.“

Er nahm ein ſilbernes Glöckchen, das auf dem Tiſche zu ſeinem Haupte ſtand, und klingelte.

Johann erſchien.

„Der Herr Doctor Wernher!“

Johann ging.

„Alſo ein edler, braver Menſch iſt er geworden,“ ſagte der Hauptmann, „der Ihren Beifall hat? Ah, Schwägerin, dann wurden Sie wol ſehr enttäuſcht, als Sie hörten, daß er mein Sohn ſei?“

„Warum?“ fragte die Gräfin, vielleicht ohne daß ſie über die Frage näher nachgedacht hatte.

„Nun, nun, einmal, weil Sie gewiß nicht geglaubt haben, daß mein Sohn ein braver, edler Menſch ſein könne. Habe ich Recht?“

Die Gräfin antwortete nicht.

„Und zum anderen, weil Sie gewiß halb und halb, vielleicht noch mehr gehofft haben, er möge Ihr Sohn ſein.“

Die Gräfin ſchwieg wieder.

„Denn der brave, edle Jüngling, der ſo freundlich von Ihnen aufgenommen wurde und Ihren Beifall ſo ſehr zu erwerben wußte, hat Ihnen doch gewiß ſeine Lebensgeſchichte erzählen müſſen, und dabei auch, daß er auf denſelben Tag von mir hieher beſtellt war, auf

Digitized by Google

den Sie einzuladen ich mir die Freiheit genommen hatte. Hat er Ihnen das nicht gesagt?"

„Ja," sagte die Gräfin.

„Da mußten Sie denn auch wol natürlich denken, daß er Ihr verlorener Sohn sei; den Karl hielten Sie für den meinigen. Und Sie mußten Vergleichungen anstellen zwischen den Beiden, die zu Gunsten meines Kindes ausfielen."

„Schwager, warum quälen Sie mich?"

„Quält Sie das? Ah, Schwägerin, ich bin so sehr vergnügt, seitdem der Mensch, der Baumann — ah bah! —" Er brach ab.

„Aber," fuhr er fort, „ich bin neugierig, mein Kind wiederzusehen. Es muß ein eigenthümliches Gefühl sein, Schwägerin, sein Kind zum ersten Mal zu sehen, zumal wenn es schon ein großer, erwachsener Mensch ist. War Ihnen nicht sonderbar zu Muthe, als Sie nur glaubten, in Joseph Ihren Sohn zu sehen? — Ah, da kommt er."

Die Thür des Vorzimmers öffnete sich. Joseph Wernher trat in die Krankenstube.

Er trat ruhig und ernst ein, wie er immer war. Kein junger Mann konnte in dieser Ruhe und in diesem Ernste schöner sein, als er.

Der Hauptmann lag auf seinem Ruhebette, so, daß er ihn sofort bei seinem Eintritte sehen konnte. Er sah ihn scharf und durchdringend an, ohne alle

Digitized by Google

äußere Bewegung, ohne irgend eine innere Bewegung zu verrathen.

Auf einmal wurde er unruhig. Sein Blick wurde ſchärfer, durchdringender; dann zweifelhaft, mißtrauiſch. Die ſtechenden Augen des Kranken flogen auf Geſicht und Geſtalt des jungen Mannes hin und her.

„Herr Baron," ſagte Joſeph Wernher mit ſeiner klaren, ruhigen Stimme, „ich erhielt vor ungefähr vierzehn Tagen ein anonymes Billet, in welchem ich aufgefordert wurde, mich am vierundzwanzigſten dieſes Monats auf Schloß Ellbach einzufinden. Ich ließ mich ſchon vorgeſtern melden. Sie haben erſt heute mich annehmen wollen."

Auch auf die Stimme des jungen Mannes hatte der Hauptmann ſorgſam geachtet. Er hatte keinen Ton, keine Biegung derſelben verlieren wollen.

Er antwortete nicht gleich. Er ſah vor ſich hin. Er ſchien in alte Bilder und Erinnerungen verſunken.

„Sie heißen Joſeph Wernher?" fragte er nach einer Pauſe.

Er war äußerlich wieder ganz ruhig.

„Joſeph Wernher iſt mein Name."

„Sie ſind —?"

„Ich habe ſtudirt, und bin darauf Doctor der Philoſophie geworden. Weiter bin ich nichts."

Der Hauptmann mußte in einer eigenthümlichen

Digitized by Google

Stimmung ſein, daß er nicht die Gelegenheit zu einer ſpöttiſchen Bemerkung ergriff,

„Wovon exiſtiren Sie denn?“ fragte er.

„Von einer Rente, die mir ein unbekannter Wohlthäter zukommen läßt.“

„Durch wen?“

„Durch das Haus Oppenheim in Königsberg, das wieder weiteren Auftrag von dem Hauſe Bethmann in Frankfurt hat.“

„Leben Ihre Eltern?“

„Ich habe ſie nie kennen gelernt, nie von ihnen gehört.“

„Wo wurden Sie auferzogen?“

„In dem Dorfe Widitten in Oſtpreußen, von einem Prediger, Namens Heinemann.“

„Der Prediger wußte nichts von Ihrer Geburt?“

„Nichts. Ich ward als ganz kleines Kind zu ihm gebracht von einem fremden Manne, nach der Beſchreibung einem großen, ſtarken Manne, der den rheiniſchen Dialect geredet hatte.“

„Weiter wiſſen Sie über Ihre Verhältniſſe nichts?“

„Durchaus nichts.“

„Junger Herr, Sie können einſtweilen in das Zimmer zurückkehren, aus dem ich Sie habe rufen laſſen.“

Joſeph Wernher ging nicht ſogleich.

„Herr Baron von Heiding —“

Digitized by Google

„Was beliebt?“

„Werde ich von Ihnen nähere Nachrichten über meine Geburt und meine Verhältniſſe erhalten?“

Der Hauptmann blickte verwundert auf bei dem freien, entſchiedenen Tone, in welchem die Frage an ihn geſtellt wurde. Einen Augenblick ſah er den jungen Mann wieder durchdringend an. Dann ſagte er kurz:

„Nachher.“

Joſeph Wernher verließ das Zimmer.

„Schwägerin,“ ſagte der Hauptmann, „glauben Sie an eine ſogenannte Stimme der Natur?“

Der Gräfin waren die verſchiedenen Bewegungen des Hauptmanns nicht entgangen. Sie hatte ſie nicht ohne Unruhe zu verfolgen vermocht.

„Glauben Sie nicht,“ erwiderte ſie dem Hauptmann, „daß natürliche, kräftige Gefühle durch plötzliche ſtarke Eindrücke von außen, durch Erinnerungen, Aehnlichkeiten der Stimme, der Geſtalt, gar der Manieren und Gewohnheiten, in dem menſchlichen Herzen geweckt werden können?“

„Sie glauben alſo daran. Was empfand Ihr Herz, als Sie den jungen Menſchen, den Joſeph Wernher, zum erſten Male ſahen?“

„Was wollen Sie mit der Frage, Schwager?“

„Hatten Sie gar kein Gefühl, daß er Ihr Sohn ſein könne?“

Digitized by Google

„Die Wahrheit zu ſagen, nein.“

„Auch ſpäter nicht? Auch jetzt nicht?“

„Nein.“

„Und Sie bleiben dabei, daß der Menſch ein braver, edler Charakter ſei?“

„Ich glaube dafür einſtehen zu dürfen.“

„Man muß für nichts in der Welt einſtehen, Schwägerin; am allerwenigſten für einen braven und edlen Charakter. Es gibt ſolche Charaktere gar nicht. Da hatte ich zum Beiſpiel geſchworen auf den braven und treuen Charakter des Baumann. Ich hatte gar geglaubt, der Kerl habe aus purer Liebe zu mir ſich aufgehenkt. Und was muß ich nun ſehen?“

„Was iſt Ihnen, Schwager?“

„Der Joſeph Wernher iſt mein Sohn nicht.“

„Wie?“

„Dieſer Menſch kann mein Sohn nicht ſein. Das ſind nicht meine Züge, nicht die der Perſon, die ſeine Mutter ſein müßte. Das iſt nicht mein, das iſt nicht ihr Charakter.“

„Wer ſollte es denn ſein, Schwager?“

„Ich will es Ihnen ſagen, Schwägerin. Der Schuft, der Baumann, hat ſeinen Sohn, ſeinen verdammten eigenen Balg, dem meinigen untergeſchoben. Der Schurke hat mich betrogen. Ich wollte betrügen und bin betrogen worden.“

„Und wo war Ihr Sohn, Schwager?“

Digitized by Google

„Weiß ich es?"

„Und der meinige?"

Er antwortete nicht. Er klingelte heftig.

„Johann, die Sophie. Auf der Hintertreppe. Dann den Herrn Wernher wieder. Er wartet im Vorzimmer, bis ich klingle."

Johann ging.

„Bravheit, Treue!" sagte der Hauptmann. „Wie konnte ich sie von dem Schurken erwarten, von einem Räuber, von einem Mörder? — Aber kräftige Gefühle, sagten Sie, Schwägerin, könnten durch plötzliche äußere Eindrücke in dem Menschen geweckt werden?"

„So sagte ich, Schwager," sprach die edle Dame. „Aber wenn Sie mit Sophie Baumann einen Versuch solcher Art machen wollen, so kann ich Ihnen im voraus sagen, daß Sie sich vergebene Mühe machen werden. Die Unglückliche hat Joseph Wernher schon gesehen, und sie hat ihn für einen Fremden erklärt, sie sah in ihrem Wahnsinn sogar ein Scheusal in ihm, das ihr Entsetzen einzuflößen schien."

„Ah, Schwägerin, Sie waren mir schon zuvorgekommen?"

„Sollte ich ein Mittel unversucht lassen, mein Kind wiederzufinden?"

„Also ein Scheusal sah sie in ihm? Sie fühlte Entsetzen vor ihm? Das würde meinen Verdacht bestätigen, daß der Schurke mich betrogen hat; sie er-

kannte das Kind des Bruders, der ihr Kind ihr weggenommen hatte. Aber ich will ſelbſt unterſuchen.“

Johann führte die Wahnſinnige ein.

Sie war im Zuſtande ihres ſtillen Irrſinns. Sie wußte nicht, wo ſie war; ſie erkannte den Hauptmann nicht und die Gräfin nicht.

Das Geſicht des Hauptmanns bekam plötzlich einen anderen Ausdruck, als er ſie anſah; man ſah Theilnahme, Mitleiden darin.

Hatte dieſer Menſch doch noch ein Herz? Hatte er noch ein Gewiſſen für die Verbrechen, die er verübt, noch ein Gefühl für das Unglück, das er durch ſeine Verbrechen angeſtiftet hatte?

Welcher Menſch könnte gar kein Menſch mehr ſein?

„Sophie,“ ſagte der Hauptmann zu der Wahnſinnigen in einem freundlichen, gütigen Ton, „Sophie, man hat Dir doch Dein Kind vertauſcht?“

„Ja, ja,“ ſagte die Irre in ihrer gewöhnlichen eintönigen Weiſe. „Man hat ja mich ſelbſt vertauſcht.“

„Man hat es Dir geraubt, gewaltſam, im Schlafe.“

„So? Im Schlafe war es? Es mag wol ſein!“

„So geht es nicht,“ ſagte der Hauptmann. „Johann, den jungen Mann.“

Johann führte Joſeph Wernher wieder herein.

Die Wahnſinnige ſah ihn nicht. Sie ſtand ſo,

Digitized by Google

daß sie das Gesicht zu dem Hauptmanne und den Rücken zu der Thür des Vorzimmers gewendet hatte, aus welcher der junge Mann gekommen war.

„Herr Wernher, treten Sie rasch und dicht vor die Frau."

Joseph Wernher that so. Der Hauptmann verwendete keinen Blick von der Frau. Auch die Gräfin nicht.

Die Irre sah plötzlich den jungen Mann vor sich stehen; sein Gesicht an ihrem Gesichte, ihr Auge in dem seinigen. Sie veränderte keine Miene.

„Sophie, wer ist das?" fragte der Hauptmann.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

Der Hauptmann wollte weiter fragen. Joseph Wernher kam ihm zuvor.

„Herr Baron, geben Sie sich keine Mühe. Die Frau soll mich kennen? Sie sah mich schon und erkannte mich nicht."

„Und Sie, junger Herr, finden Sie keine Züge an ihr, deren Sie sich aus früherer Zeit erinnern könnten?"

„Nein, mein Herr."

„Ich bitte, im Vorzimmer zu warten."

Joseph Wernher kehrte in das Vorzimmer zurück.

„Ich bin betrogen," sagte der Hauptmann. „Es ist kein Zweifel. Aber noch einen Versuch. Johann die Andere."

Johann führte die Wahnsinnige zurück.

Der Hauptmann blieb nachdenklich.

„Hm, Schwägerin," sagte er zu der Gräfin, „Sie

Digitized by Google

werden jetzt bald Dinge hören, die Sie überraschen werden. Sie werden dann an den Contract mit mir nicht mehr gebunden sein wollen. Oder sollten Sie wirklich eine so ganz absonderlich brave und edle Dame sein?"

Die Gräfin zitterte.

„Ich verstehe Sie nicht, Schwager."

„Sie werden schon. Indeß, wenn Sie mir auch den Handel kündigen! Auch ich kann ja den Vertrag nicht mehr halten."

„Sie können nicht?"

„Er ist ja todt."

„Wer? Um des Himmels willen, wer?"

„Geduld, Schwägerin; es wird Alles an das Tageslicht kommen."

Johann führte die Frau des Wasenmeisters Baumann ein.

Die Frau war verweint. Ihre große natürliche Ruhe schien sie gleichwol längst wieder gewonnen zu haben.

Der Hauptmann hatte wieder sein ganzes kaltes, feindliches Wesen, als er sie sah.

„Frau, Du hattest einen Sohn in dem Alter von dem Deiner Schwägerin. Wo ist er geblieben?"

„Euer Gnaden wissen, daß er todt ist."

„Wann starb er?"

„Schon als er sechs Wochen alt war."

„Während Dein Mann auf der Reiſe war, da oben nach Oſtpreußen hin; ſo habt Ihr mir ja wol geſagt.“

„So war es.“

„Weib, Du haſt gelogen!“

„Aber gewiß, Euer Gnaden —“

„Aber zum Teufel, Weib! — Johann!“

„Was befehlen Euer Gnaden?“

„Den jungen Mann.“

Johann öffnete die Thür des Vorzimmers.

Joſeph Wernher trat ein.

„Weib, das iſt Dein Sohn. — Herr Wernher, oder wie Sie ſonſt heißen, Sie wollten Nachricht über Ihre Eltern, da iſt Ihre Mutter.“

Die Frau erblaßte; ihr ganzer Körper bebte.

„Mein Kind!“

„Ah, Schwägerin,“ ſagte der Hauptmann, „endlich eine Stimme der Natur! Nun, Frau?“

„Herr, ich will Alles bekennen.“

„Ah, Schwägerin, auch eine Wirkung der Stimme der Natur. Aber das muß man ehren. Herr Wernher, Sie verlaſſen uns wol einen Augenblick wieder.“

Joſeph Wernher ging, wol mit einer Ahnung von dem, was geſchehen war und was kommen ſolle.

„Jetzt ſprich, Weib, Dein Sohn hört nicht Deine Schande.“

Die Frau wollte ſich vor ihm auf die Knie werfen.

Digitized by Google

„Nicht das, Weib. Kein Geheul! Sprich ruhig und die Wahrheit, sonst lasse ich Dich in das nämliche Gefängniß bringen, in dem Dein Mann sich erhenkt hat.“

Die Frau konnte ruhig werden.

„Euer Gnaden, mein Mann hat unseren Sohn zu dem Pfarrer in Ostpreußen gebracht.“

„Und den meinigen auf Euren Kirchhof?“

„Nein, Euer Gnaden, wir haben ihn ehrlich zu dem Pfarrer in Werdohl gegeben.“

„Verdammt ehrlich! Und wo ist er jetzt?“

„Als Knabe von zwölf Jahren entlief er, und seitdem hat Niemand wieder etwas von ihm gehört.“

„Das ist Alles, was Du weißt?“

„Alles.“

„Du kannst vorläufig gehen.“

Die Frau verließ das Zimmer.

„Schwägerin, Sie sind unruhig geworden. Sie haben mir etwas zu sagen.“

„Ja, Schwager. Aber vorher jetzt endlich eine ehrliche Antwort. Karl ist also wirklich mein Sohn?“

„Wenn ich Ihnen nun auch jetzt noch nicht die ehrliche Antwort gäbe?“

„So würde ich Ihnen dennoch Ihren Sohn wieder geben.“

„Wie? Sie wissen von ihm?“

„Ja.“

Digitized by Google

„Und Sie wollten mir ihn wiedergeben, trotzdem —?"

„Ja, Schwager."

„Zum Teu —, alle Wetter, Schwägerin, ist der Mensch doch noch etwas mehr, als das Thier, das man Mensch nennt?"

„Er ist das Ebenbild Gottes."

„Schwägerin, Karl ist Ihr Sohn."

„Endlich!"

Ein Strom von Thränen drängte sich aus den Augen der Frau.

Der Moment, nach dem allein seit fünfundzwanzig Jahren sie sich gesehnt, die Nachricht, die Gewißheit, auf die seit einem Vierteljahrhundert alle ihre Gedanken gerichtet waren, sie hatte sie jetzt.

Aber die edle Frau hatte eine Pflicht zu erfüllen. Sie drängte die Thränen zurück.

„Ihr Sohn lebt, Schwager. Ich habe ihn vorgestern getroffen. Er ist in der Nähe. Ein Bote kann ihn noch heute in Ihre Arme führen."

Der Hauptmann hatte wirklich ein Herz. Es hatte wol geschlafen, viele, lange Jahre, und sehr fest und hart. Die Entdeckungen und Erfahrungen der letzten Stunde hatten es geweckt.

Es war seine letzte Stunde!

„Was ist aus ihm geworden?" fragte er, den krankhaft keuchenden Athem anhaltend.

Digitized by Google

„Ein junger Mann," antwortete die milde Dame, „über den jeder Vater ſich freuen darf."

„Unter welchem Namen lernten Sie ihn kennen?"

„Er nannte ſich Reinhold Stein."

„Seine Beſchäftigung?"

„Er iſt Officier. Er trug viele Orden."

Das Auge des alten Hauptmanns ſollte zum letzten Male geleuchtet haben.

Jetzt erſt dachte die Gräfin an ſich ſelbſt. Sie hatte die Gewißheit, auf welche ſo viele Jahre täglich, ſtündlich alle ihre Gedanken gerichtet geweſen waren. Sie hatte ihr Kind, ihren Sohn wieder. Aber wer war dieſer Sohn? Was hatte ſie nun nach all dem langen Sehnen, nach all der Qual, nach allem Elende wiedergefunden?

Die Frau des Waſenmeiſters hatte ihr Kind wieder gefunden. Der Sohn der Leute des niedrigen, des verachteten, des geächteten Standes, der Sohn des gemeinen, verworfenen Verbrechers, des Räubers und Mörders, und der kalten, berechnenden Genoſſin ſeiner Verbrechen, der Sohn dieſer Menſchen war einer der edelſten, der gebildetſten, der liebenswürdigſten jungen Männer.

Der Hauptmann hatte ſein Kind wieder gefunden. Der Sohn des Mannes mit dem harten Herzen, der in ausgeſuchter Bosheit und Rache ihr ganzes Leben vergiftet und vernichtet hatte, ſein und ſeiner irrſin-

Digitized by Google

nigen Concubine Sohn war ein Mann, der durch Muth und Vaterlandsliebe sich ausgezeichnet und Ruhm erworben hatte, und neben all seinem Leichtsinne die achtungswerthesten Eigenschaften des Geistes und des Herzens besaß und zu den höchsten Erwartungen berechtigte. So mußte wenigstens die Gräfin annehmen, und sie hatte mit Recht dem Hauptmann sagen können, jeder Vater müsse sich über einen solchen Sohn freuen.

Und was hatte sie wieder gefunden? Jener trotzige, gewaltthätige, hämische, tückische Mensch, dessen früh herausgebildete böse Natur sie schon in dem Knaben gefürchtet und verabscheut hatte, von dem sie schon vermöge dieser Natur nie hatte glauben mögen, glauben können, daß er ihr Kind sei, der mit den Jahren immer gewaltthätiger, hämischer, tückischer, gemeiner geworden war, dieser Mensch war ihr Kind, das Kind des ruhigen, besonnenen, stolzen westfälischen Grafen aus altem Geschlechte, und der sanften, der weichen, der frommen, der edlen Frau. Hatte der Hauptmann es ihr nicht gesagt, wenn sie ihren Sohn gefunden habe, sie könne wünschen mögen, der Enkel des Scharfrichters sei ihr Sohn? Nicht den Enkel, aber den Sohn des Scharfrichters hätte sie sich jetzt als ihren Sohn wünschen können!

Und sie mußte sich keinen Vorwurf machen. Sie hatte ihren Sohn immer gehalten wie ihr Kind. Hatte

Digitized by Google

ſie auch in ihrem Herzen ihn nicht ſo geliebt, gezeigt hatte ſie das nie, weder ihm ſelbſt noch Anderen.

„O mein Gott, mein Gott," jammerte ſie, „womit habe ich das verdient!?" —

In dem Vorzimmer war es unruhig geworden. Menſchen waren hin- und hergegangen; ſie hatten, wenn auch leiſe, doch lauter und lebhafter mit einander geſprochen, als es wol für ein Vorzimmer vor dem Gemache eines Sterbenden ſich paßte.

Johann hatte das Krankenzimmer verlaſſen, um nachzuſehen, was es ſei. Er war heute der Unglücksbote.

Er kam zum zweiten Male mit einem verſtörten Geſichte zurück; diesmal nicht zugleich mit einem verlegenen, aber mit einem entſetzten.

„Gnädigſte Gräfin, es iſt ein Bote aus Soeſt auf Schloß Ellerburg angekommen, er wurde hierher gewieſen. Er bringt eine ſchwere Trauernachricht."

„Für mich?" rief die Gräfin.

„Für Eure Erlaucht."

„Sie kennen ſie, Johann?"

„Sie iſt in beiden Schlöſſern kein Geheimniß mehr."

„Geſchwind, Johann, foltern Sie mich nicht."

Was ſollte er die edle, unglückliche Frau länger foltern? Johann erzählte mit ſchwerem Herzen:

„Der Herr Graf Karl hatte mit einem Fremden

Digitized by Google

Streit bekommen um ein Frauenzimmer bei einer durchziehenden Menagerie, die Löwenkönigin ſoll ſie genannt werden.“

Die Gräfin ſtieß einen Schrei ahnungsvoller Angſt aus.

Johann fuhr fort:

„Als ſie in dem Käfig bei den wilden Thieren war, hat der Herr Graf die Thiere gehetzt, ſo daß das Frauenzimmer in der offenbarſten Lebensgefahr war und nur durch ein Wunder gerettet ward. Darüber iſt der Fremde, der Geliebte des Frauenzimmers, in ſolche Wuth gerathen, daß er den Herrn Grafen auf der Stelle erſchoſſen hat.“

„Der Name des Fremden?“ konnte die Gräfin noch rufen.

„Er heißt Reinhold Stein. Man hat ihm ſofort nachgeſetzt. Er iſt entkommen.“

„Wieder gefunden und wieder verloren!“ ſagte die Gräfin, und ſie ſank mit verhülltem Geſichte in den Seſſel zurück. Der Hauptmann aber rief leiſe:

„Johann!“

„Euer Gnaden?“

„Johann, einen Schoppen Wein!“

Johann erblaßte.

„Euer Gnaden, der Arzt hat es verboten.“

„Johann, wenn man ſterben *muß*, iſt der Arzt ein Hundsvott.“

Digitized by Google

Er ſprach mit ſo eigener, ſo gebrochener Stimme.

Johann holte gebückt und gebeugt eine Weinflaſche, ſchenkte das Schoppenglas voll, das zu dem Haupte des Barons ſtand, und reichte es ihm.

Der Hauptmann nahm es. Er hielt es ruhig in der Hand, ohne Zittern. Er blickte mit klarem Auge in das helle funkelnde Gold des Weines.

Johann weinte.

Der Hauptmann nahm mit der andern Hand die Hand der Gräfin, die vor ihm in dem Seſſel lag.

„Schwägerin!“

Auch ſie wurde von der milden, gebrochenen Stimme getroffen. Sie ſetzte ſich aufrecht, ſie ſah ihn an.

Er drückte leiſe ihre Hand.

„Schwägerin, können Sie mir vergeben?“

„Alles, Alles, Schwager!“

„Wenn Sie Barmherzigkeit für mich haben, dann wird ſie auch da oben für mich ſein.“

Er ſetzte das Schoppenglas an den Mund und trank es in einem Zuge aus. Er gab das leere Glas an Johann. Dann legte er ſich zurück, und er war todt.

Johann drückte ihm die Augen zu und betete ſtill an der Leiche.

Die Gräfin kniete neben ihm.

Digitized by Google

Reinhold Stein war nicht ergriffen worden.

Zwei Tage nach ſeinem Verſchwinden hatte die Löwenkönigin Franciſca einen Brief durch die Poſt erhalten. Eine Stunde nachher war ſie verſchwunden.

Von ihr ſowol wie von Reinhold Stein hat man ſeitdem bis auf den heutigen Tag nie wieder ein Wort gehört. Der Graf und die Gräfin Lenhauſen hatten ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, von dem verſchwundenen jungen Manne, dem Sohne ihres Verwandten, Kunde zu erhalten. Er war in öffentlichen Blättern aufgefordert worden, aus irgend einem ſichern Aſyle Nachricht von ſich zu geben, damit ihm und ſeinen Nachkommen Ellbach verſchrieben, oder ein angemeſſener Preis dafür bezahlt werden könne. Es war Alles vergeblich geweſen.

Ebenſowenig war es gelungen, ſichere Kenntniß über ſein früheres Leben zu erhalten. Von dem Waſenmeiſter Baumann als ein Kind, deſſen Geburt zur Zeit unbekannt bleiben müſſe, heimlich zu dem Pfarrer in Werdohl gebracht, hatte der wilde, ſchon früh zu einem abenteuernden Leben ſich hinneigende Knabe in einem Alter von zehn Jahren das Haus ſeines Erziehers verlaſſen. Seitdem hatte man nichts von ihm gehört, als bis im Jahre 1813 bei einem preußiſchen Corps von freiwilligen Jägern ein junger Mann unter dem Namen Reinhold Stein ſich gemeldet und Dienſte genommen, und dabei, über ſeine

Digitized by Google

Heimatsverhältniſſe befragt, erklärt hatte, daß er ſelbſt dieſe nicht näher kenne, und daß er nur wiſſe, als kleines Kind zu dem Pfarrer in Werdohl gebracht worden zu ſein. Darüber, was er in der Zeit nach ſeinem Verſchwinden aus Werdohl gemacht, hatte er ſich nie ausgelaſſen; er hatte nur einzelne Anekdoten und Züge aus einem fahrenden Leben erzählt, aus denen übrigens zugleich hervorging, daß er ſich vielfache Kenntniſſe und Bildung verſchafft hatte. Er mußte namentlich auch auf mehreren deutſchen Univerſitäten ſtudirt haben. Weiteres hatte er ſelbſt ſeinem Freunde, dem Dorfſchulmeiſter und Premier-Lieutenant Hakebrod, nicht mitgetheilt.

In den Feldzügen hatte er ſich durch eine raſche, feſte Entſchloſſenheit, durch einen oft an Tollkühnheit grenzenden Muth und zugleich als ein ſehr fähiger Officier ausgezeichnet. Freilich hatte er auch ein leichtſinniges, manchmal rohes und eitles renommiſtiſches Weſen gezeigt, nicht ſelten auch einen heftigen, leidenſchaftlichen Charakter verrathen; jene beſſeren Eigenſchaften, verbunden mit einem braven, treuen, aufopfernden Herzen, hatten ihm jedoch überall Achtung, Liebe und Freundſchaft erworben. Seine Tapferkeit war durch mehrere Orden belohnt worden.

Nach Beendigung der Feldzüge hatte er den Abſchied genommen, und nun hatte man wieder nichts von ihm gehört, als bis er, etwa ein Vierteljahr vor

Digitized by Google

dem Beginn dieſer Erzählung, unter dem Namen Reinhold bei dem Thierbändiger van Aken erſchienen war, dieſen durch tiefe und genaue Kenntniß der Natur der Thierwelt und der Art ihrer Bändigung und Zähmung in Erſtaunen geſetzt, ihm die wichtigſten Geheimniſſe darüber mitgetheilt, ihm thatſächlich behilflich geweſen und ſich ihm angeſchloſſen hatte.

Die ſchöne Franciſca hatte er mitgebracht. Sie war ſeine Schülerin in jenen Kenntniſſen und Künſten; ſie wurde bald die Löwenkönigin und Löwenbraut bei der van Aken'ſchen Menagerie.

Woher er gekommen, was er ſeit ſeiner Ausſcheidung aus dem Militär getrieben, woher er das Mädchen gebracht, wer und was dieſe ſei, über das alles hatten beide ſtets das unverbrüchlichſte Stillſchweigen beobachtet. Franciſca hatte von dem Herrn von Aken eine, indeß nur unbedeutende Gage erhalten. Er hatte nie Geld oder auch nur Geſchenke genommen.

Wovon er lebte, wußte man nicht. Er lebte jedoch gut, und ſogar mit einer gewiſſen Eleganz. Es waren daher mehrfache Gerüchte über die Quellen ſeiner Einnahme entſtanden. Einige ſagten, er ſei ſchon als Knabe in Belgien geweſen, und dort von einem alten reichen Herrn aufgenommen, der ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt habe. Andere behaupteten, er habe während der Feldzüge in Frankreich in einem adeligen Schloſſe, während dieſes gebrannt habe und geplündert worden

Digitized by Google

sei, ein Kind gerettet, wofür die Eltern ihn noch fortwährend mit Wohlthaten überhäuften. Nach anderen sollte es eine junge Dame gewesen sein. Es waren eben alles Gerüchte. Ueber sein und Francisca's späteres Leben seit dem Unglückstage in Soest tauchten nicht einmal Gerüchte auf.

Haben sie Glück, haben sie gemeinschaftliches Glück finden können? Bejahen kann man es nicht; wer will es verneinen?

Joseph Wernher widmete sich dem Lehrfach. Zwei weibliche Herzen auf Schloß Ellerburg waren ihm in Liebe zugethan. Er riß sich von der mütterlichen Liebe der Gräfin los. Die stolze Liebe der Comteß Thereſe stieß ihn zurück. Doch mußte sein Herz eine Wunde erhalten haben. Er kränkelte viel und ist schon vor mehreren Jahren gestorben, unvermält. Viele Männer, jetzt in ansehnlichen Aemtern und glücklichen Verhältnissen, ehren das Gedächtniß des geachteten und geliebten Professors.

Die alte, stolze, westfälische Grafenfamilie Lenhausen ist ausgestorben. Die Gräfin Elisabeth hatte, zur Büßung ihrer Mesalliance mit dem preußischen Officier, sie zu neuem Glanze erheben wollen; sie hatte sie vernichtet.

Die Comteß Thereſe heiratete nach einigen Jahren einen schon ältlichen mediatisirten Fürsten im südlichen

Digitized by Google

Deutſchland. Sie iſt eine ſehr corpulente Dame geworden. Ich glaube, ſie lebt noch.

In Weſtfalen iſt ſelbſt das Andenken an das alte ſtolze Grafengeſchlecht im Volke ſchon verſchwunden.

Von dem alten Hauptmann von Heiding aber erzählt man noch viele Geſchichten, und wie er, trotz dem Verbote jenes Arztes, an ſeinem Schoppen Wein geſtorben iſt, das weiß, namentlich in den Ruhrgegenden, jedes Kind.

Noch Eins darf nicht übergangen werden. Das Schloß Ellbach wurde von der Gräfin Thereſe nach dem Tode ihrer Eltern einem jungen, hübſchen Franzoſen mit großen ſchwarzen Augen und krauſen ſchwarzen Locken überlaſſen, der den Namen Durand führte. Bei ihm ſtarb auch vor einigen Jahren ein alter, heruntergekommener Franzoſe, den der junge Mann bei ſich aufgenommen hatte, und von dem es hieß, er ſei früher ein hoher tapferer Officier in der Napoleoniſchen Armee geweſen, nachher aber Spieler geworden. Man wollte ihn bis kurz vor ſeinem Tode einſam und ſuchend in den Geklüften des Ardey geſehen haben.

Daß die franzöſiſche Kriegskaſſe im Ardey aufgefunden ſei, hat man bis jetzt nicht gehört.

Ende.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Bei Chr. Ernst Kollmann sind ferner erschienen:

Eine Parthie nach den Externsteinen.

Von

Luise Ernesti.

2 Bde. 8. 1856. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die

Heimath im Vaterhause.

Von

Luise Ernesti.

4 Bde. 8. 1858. broch. 5 Thlr. 10 Ngr.

Glanz und Flitter.

Gesellschaftsbilder aus der Gegenwart.

Von

Eugen Hermann.

8. 1856. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

1806.

Geschichtlicher Roman.

8. geh. 1858. 1 Thlr. 15 Ngr.